<36630071940014

Cartouche.

Cartouche

und

seine Genossen.

Criminal-Roman

von

Karl Grey.

Berlin.

W. Grothe's Verlag.

I.

An der Landstraße.

Die Sonne neigte sich ihrem Untergange zu, während im Osten Gewittergewölk aufstieg. Die Schwüle des Sommertages hatte noch nicht nachgelassen. In den schlaffen Gesichtszügen der auf den Aeckern beschäftigten Landleute, in ihrer lässigen Haltung und den trägen Bewegungen kündete sich die ermattende Wirkung des drückend heißen Tages an. Die Landstraße lag fast todt da; selten nur, daß schleppenden Ganges sich ein Fußwanderer auf ihr hinbewegte, ein Reiter oder Kärner sich zeigte.

Im Jahre 1707, in dem unsere Erzählung beginnt, hatten überhaupt die Landstraßen um Paris ein anderes Aussehen, als heut zu Tage; nicht nur daß man Chausséen damals nur höchst selten baute, es gab auch keine Touristen, die zu ihrem Vergnügen nach dem Wanderstabe griffen. Die Zeit war zu sorglosem Reisen

allzu ernst, und die Straßen nicht sicher genug, daß man allein auf ihnen dahinschritt. Selbst der Postkutsche vertraute man sich nur bewaffnet an.

Dennoch sehen wir einen jungen Menschen in sorgfältiger, wenn auch bestaubter Bürgertracht das Dorf Bougival verlassen und die Richtung nach St. Germain einschlagen.

Dachte derselbe noch vor der Nacht und dem drohenden Gewitter Marly zu erreichen? Freilich war sein Schritt hastig und schien dem zu entsprechen, aber wer schärfer achtete, bemerkte, daß die Eile ihm die größte Mühe machte und daß der Fußgänger nahe der völligen Erschöpfung sich befand. Noch eine Stunde vielleicht, und seine bis auf das Aeußerste angespannten Kräfte versagten den Dienst.

Er war dem Anschein nach zwischen sechszehn und achtzehn Jahre alt. Wenigstens hätte man ihn nach seinen intelligenten und ausdrucksvollen Gesichtszügen nicht jünger schätzen können, wenn er auch sonst körperlich nicht sehr entwickelt war. —

Die Sonne küßte jetzt den Horizont und höher und höher stiegen die Gewitterwolken.

„Wahrhaftig," monologisirte der einsame Fußgänger, „ich hätte in dem Dorfe bleiben sollen; ich werde bald nicht mehr weiter können, und der dunkle Sack da oben entladet sein Unwetter. Wer weiß, ob ich ein baldiges

Unterkommen finde, ich glaube es kaum.“ Er stand still und blickte zurück. „Nein, nein,“ fuhr er sodann fort, „nur keinen Schritt rückwärts. Auch ist der Regen eher da, als ich in Bougival wieder sein könnte. Der Wald dort ist leichter zu erreichen und eine günstige Dryas wird mir vielleicht Schutz gewähren und ihre Arme über mich breiten. Frisch, Dominique! nichts ist so schlimm, wie man im ersten Augenblicke glaubt. Wie oft hat nicht der hochwürdige Pater-Rector, wenn dieser oder jener lateinische Schriftsteller zu langweilig wurde, uns in die Ohren gekrächzt, daß Niemand ermatten dürfe, da nur der energische Wille die Siegespalme heimtrage? Vorwärts! vorwärts!“

Bald war der Wald erreicht, der zur Linken der Landstraße sich hinzog, während zur Rechten, in einiger Entfernung, die Seine ihre Wasser wälzte. Der Raum zwischen Fluß und Straße war zum Theil Wiesenland, zum Theil dürr uud steinig.

Ein starker Windstoß fuhr daher, der Verkünder des sich entladenden Gewitters.

Dominique sprang von der Straße zu einer Eiche, die in der That mit ihrer Blätterkrone einen weiten Raum beschirmte. An ihrem umfangreichen Stamm ließ er sich nieder, so daß sie ihm auch Schutz gegen den Sturm, für den Moment wenigstens, gewährte.

Wild brach das Gewitter los, der Regen ergoß sich in Strömen, Blitz auf Blitz durchzuckte den Himmel, ein Donnerschlag folgte dem anderen, die Windsbraut tobte daher.

Die Schrecken des ungestümen Wetters gingen aber an Dominique ohne Eindruck vorüber; denn kaum hatte er sich unter die Eiche hingestreckt, so umfing ihn die Erschöpfung mit todtähnlichem Schlafe, das Haupt sank auf die Brust, die Augen, alle Sinne schlossen sich gegen die Außenwelt ab. —

Schon seit Stunden war das Gewitter vorüber, der Sternenhimmel lachte die Erde freundlich an, da erhielt erst die Gestalt des Schläfers Leben, sie schauerte wie im Fieber. Dann öffneten sich die Augen, ein unbewußtes Stöhnen entquoll dem Munde, die Hand strich über die Stirn, die Glieder dehnten sich: Dominique stand auf den Füßen.

„Wahrhaftig, durch und durch naß," sagte er schauernd: „das ist eine zu starke Abkühlung von der Hitze des Tages. Pah! ich laufe mich wieder warm und trocken. Ja, wenn nur nicht die Glieder wie aus den Fugen wären. Die Freiheit hat ihre empfindlichen Schattenseiten; im Collége Clermont, wie im Hause meines Vaters — — Feigling! am Ende kehrst Du zurück und läßt Dich in das Correctionshaus bringen, unter Peitsche und Stock."

Ingrimmig lachte er und überlegte sodann, was in seiner Lage das Beste sei.

„Ja, wenn ich nur ein Obdach fände,“ fuhr er in dem Selbstgespräche fort, „ein Unterkommen, wo ich mich trocknen und ausruhen könnte, einen Schluck Wein und einen Bissen Brod genießen. Da das aber nicht bald zu erreichen scheint, muß ich mich fügen. Vorwärts also! Vielleicht lächelt das Glück mir eher, als sich erwarten läßt.“

Das war in der That der Fall. Tausend Schritte hatte er vielleicht gemacht, als er ein nur wenig von der Straße entferntes Gemäuer bemerkte. Er eilte auf dasselbe zu und fand eine in Verfall gerathene, leer stehende Hütte. Freilich sah sie nicht allzu einladend aus, in Dominique's Lage aber würde wohl Niemand sich besonnen haben, über die Trümmer der Thür zu schreiten.

Wie das Aeußere war das Innere verfallen und wüst; doch bot sich dem Eindringling die Gelegenheit, ein Feuer anzufachen, an dem er seine Kleider trocknen konnte. Stahl, Feuerstein und Schwefelfaden (das damalige Feuerzeug) befanden sich in seiner Tasche, und trocknes und morsches Holz bot sich seinen Augen überall dar.

Bald loderte eine mächtige Flamme empor und ihre Wärme erquickte Dominique, wie sie die abgelegten Kleider

zu trocknen begann. Nach einer halben Stunde streckte sich der frühere Schüler des Collége Clermont und der gelehrten Jesuiten, denen dort der Unterricht oblag, auf die Erde, um in besserer Lage, als die im Walde gewesen war, dem süßen Schlafe in die Arme zu sinken.

Sein Erwachen sollte aber wieder nicht angenehm sein; denn beim Aufschlagen der Augen bemerkte er im vollen Tageslichte einen Mann, welcher sich soeben seines abgelegten Rockes bemächtigt hatte und durchaus nicht das Ansehen besaß, als wolle er nur Scherz treiben. Die herculische Gestalt vereinte sich mit einem halb wilden, halb romantischen Anzuge, zu dem der mächtige Schnurrbart und das wirre, schwarze Haar paßten, um einen ungewöhnlichen Eindruck zu machen. Dominique war aber durchaus nicht furchtsam.

„Heda, guter Freund," rief er, sich langsam erhebend, dem Anderen zu: „Ihr irrt Euch; die Kleider gehören mir. Laßt den Rock gefälligst hängen."

„Weßhalb? Danke Deinen Gott, wenn ich Dir das Leben lasse, das in meiner Hand liegt."

„In der That scheint Ihr stärker als ich zu sein."

„Das wollte ich meinen, kleiner Knabe."

„Nun, David schlug auch den Goliath."

„Bist Du ein David?"

„Wenn Ihr den Goliath spielen wollt."

Mit einer ungeheuren Verachtung stieß der Strolch

das Wort „Däumling“ hervor; im nächsten Augenblicke sollte er aber schon empfinden, wie Unrecht er gehabt hatte, auf die kleine Figur mit Hohn und Spott herabzusehen; denn mit der Gewandtheit einer Tigerkatze hatte sich Dominique auf ihn gestürzt und mit einer sich zur Hand befindenden Latte einen Streich über den Kopf des Gegners geführt, so daß dieser zurücktaumelte. Dann blitzte der Dolch, den der Räuber im Gürtel getragen, in der Hand des früheren Jesuitenschülers. Ehe er aber den Stoß führen konnte, hatte der Andere seinen Arm ergriffen und ihm die Waffe wieder entrissen.

„Bursche, das war Dein Letztes; kleine Wespe, Du wirst Deinen Stachel nie mehr brauchen.“

Dominique befand sich in der Hand seines Gegners, aus dessen Auge keine Schonung oder Mitgefühl blitzte; aber er verlor seine Geistesgegenwart nicht, noch bettelte er um sein Leben. Er fühlte, daß das Letztere ihm nichts helfen würde und schlug also die Arme mit den Worten über einander: „Ja, ja, so geht es, heute mir, morgen Dir!“

„Sacre bleu! Du hast Muth über Deine Jahre hinaus. Fast thut es mir Leid, Dich schon jetzt abkehlen zu müssen.“

„Ich sehe nicht ein, wer Euch dazu zwingt.“

„Du selbst, mein Freund. Denke an den Schlag.“

„Dann macht wenigstens rasch.“

Der Fremde stieß nicht sein Eisen in Dominique's Brust, er schüttelte sein Haupt, als verstände er dies Benehmen nicht und murmelte in den Bart: „So jung, so jung. Weiß Gott, ein Türenne, ein Condé stecken in dem Knaben." Dann fügte er lauter hinzu: „Und was würdest Du mir geben, wenn ich Dich nicht abschlachtete?"

In Dominique's Augen leuchtete es hell; die größte Gefahr war beseitigt. „Meine Achtung," erwiderte er, „daß Ihr zu stolz, zu sehr Franzose seid, um an mir den Henker zu spielen."

Der Andere lächelte: „Bei der heiligen Jungfrau, Du gefällst mir, daß ich Dich lieben könnte."

„Und was hindert Euch daran?"

„Dein Schlag von vorhin — —"

„Pah, ein Versuch unsrer Kraft."

„Der mir das Leben hätte kosten können."

„Wenn Ihr nicht Ihr gewesen wäret."

Der Strolch lächelte befriedigt.

„Woher hast Du errathen, daß ich kein Zigeuner bin, daß Böhmen nicht mein Vaterland?"

„Ich meine, daß nur ein Franzose so viel Edelmuth besitzt, wie Ihr an den Tag legt."

Der Andere ließ den Arm frei, an dem er Dominique gehalten hatte: „Du bist frei. Bei Gott, ich wünschte einen solchen Genossen zu haben, wie Du bist."

„Vielleicht könnte dazu Rath werden. Vorläufig meinen Dank.“

„Wie heißt Du?“

„Louis Dominique Cartouche, geboren zu Paris, vierzehn Jahre alt, ehemaliger Schüler des Collége Clermont.“

„Vierzehn Jahre erst alt?“ entgegnete der Andere, als habe er nicht recht gehört.

„In der That,“ versetzte Dominique.

„Ihr seid der Schule entlaufen, weil es für Euch dort zu langweilig war?“

„Nicht doch, man hat mich fortgejagt, weil ich des würdigen Pater-Rectors Speisekammer besuchte und nicht begreifen konnte, daß ein Dummkopf ein Recht habe, besser zu leben, als ein gescheidter Mensch.“

„Bravo, bravo! Du bist ein geborner Philosoph.“

„Zu viel Ehre; ich folge nur dem Grundsatz: eine gute Pastete schmeckt besser, als ein Stück trocken Brod, und wer so redlich ist, nur aus dem Grunde ein gebratenes Huhn nicht zu verzehren, weil es ihm nicht gehört, ist ein tugendhafter Esel. Was ich besitze, gehört mir, und ich besitze Alles, was ich erreichen kann.“

„Wie ein Professor gesprochen,“ rief der Andere und umarmte den Knaben: „Du hast Deinen Mann, Deine Leute gefunden. Parbleu, Du wirst Dich unter uns wohl befinden.“

„Das hoffe ich.“

Die Beiden schüttelten sich herzlich die Hände.

„Und nun,“ nahm der Knabe wieder das Wort, „wie nenne ich Euch? wie heißt Ihr?“

„Für den Augenblick Orgowani, wie es meine Rolle als Zigeuner mit sich bringt.“

„Ihr habt allerdings das Aussehen eines Bohémien, obgleich Ihr wohl schwerlich Böhmen, am wenigsten Aegypten gesehen habt. Bringt aber diese Rolle so viel ein, wie sie Mühseligkeit machen muß?“ fragte Dominique.

„Eine jede Rolle ist gut, wenn sie nothwendig ist,“ versetzte der falsche Zigeuner: „Glaubst Du, daß der Vicomte de Villebrais sich in diese Tracht geworfen hätte, wenn sie nicht an der Zeit? Ob aber die Mühseligkeiten unseres jetzigen Lebens so groß sind, überzeuge Dich selbst. Zieh Deinen Rock an und folge mir zu unseren Gefährten, deren Führer ich bin.“

Sie verließen die Hütte, gingen über die Straße in den Wald und erreichten in kaum zehn Minuten eine Lichtung, die jetzt ein eigenthümliches Bild darbot. Bei drei überdeckten Bauerwagen lagerten ungefähr zwanzig Personen in bunte schreiende Farben gekleidet, zur Hälfte dem männlichen, zur Hälfte dem weiblichen Geschlechte angehörig. Von Kindern, die den Zigeunerhorden niemals fehlen, zeigte sich keine Spur. Auch Greise waren

nicht sichtbar; sonst aber war jedes Alter von Zwanzig bis Vierzig vertreten.

„Hollah," schrie Orgowani, „da freßt und sauft Ihr und vergeßt jede Vorsicht."

„Ist auch nicht allzu nöthig," erwiderte ein Bursch von fünf und zwanzig Jahren; „man verfolgt uns weder, noch sind wir hier übel angeschrieben."

„Wahrhaftig?!" versetzte der Hauptmann in scharfem Tone: „Ich dächte, daß ich das ebenso gut weiß, wie Du. Zum Teufel, laß es Dir nicht einfallen, mir gegenüber zu treten. Ihr kennt unsere Verpflichtungen, und ich bin nicht gesonnen — —"

„Länger böse zu sein, Onkelchen," unterbrach ihn ein Mädchen in bunter Flittertracht, sich Orgowani um den Hals werfend: „Welchen Zwerg bringst Du uns da? Ist er zum Spielwerk für Sidi und mich bestimmt? Hahaha, welche närrische Figur er spielt!"

„Still, Lila! in dem Burschen steckt ein ganzer Kerl. Du siehst in ihm einen Genossen, der sein Probestück an mir selbst abgelegt hat. Begrüßet ihn, den Gefährten auf Tod und Leben."

„Im Grunde genommen," sagte ein Weib mit verlebten Zügen, obgleich nicht ohne Spuren der früheren, kurzen Schönheit, „ist das junge Blut gar nicht so übel. Hier, Freund, die Hand der Grive! Du wirst immer in ihr eine aufrichtige Freundin finden." Bei

diesen Worten schlang sie ihre Arme um den Hals des Knaben.

Dominique war in der Entwickelung seinen Jahren weit voraus; dennoch fühlte er sich durch den Empfang der Grive (Drossel) und auch der Anderen befangen. Aus seiner unangenehmen Lage riß ihn aber bald der Führer dieser Gaunerbande.

„Louis Dominique Cartouche," hob derselbe an, ihn bei der Hand ergreifend: „Du bist nun Mitglied unserer Schaar, und Dir bleibt nur noch übrig, auf meinen Dolch ein Gelübde abzulegen, treu bei uns auszuhalten in Noth und Gefahr, auf Tod und Leben."

Der Knabe berührte mit seiner linken Hand das ihm hingehaltene Eisen, während er die Rechte zum Himmel erhob. „Möge mich das Messer eines Jeden treffen, wenn ich Euch aus Furcht oder Feigheit verlasse, wenn ich nicht treu aushalte, wie Ihr es verlangt."

Die Gauner klatschten Beifall und Orgowani schüttelte ihm kräftig die Hand.

„Und welchen Namen soll ich Dir jetzt geben?" fragte er.

„Laßt mir den, welchen die Natur mir gegeben," entgegnete Dominique: „Glaubt Ihr, der Name Cartouche sei so übel, daß ich mich seiner vor Euch schämte. Vielleicht habe ich es öfter nöthig, vor der Welt einen anderen zu tragen; vor meinen Genossen niemals."

II.

In der Normandie.

In dem Schlosse des reichen Grafen von Massard herrschte ein ungewöhnliches Leben. Die Gastfreundschaft des normännischen Edlen hatte freilich den würdigen Ahnensitz nie ohne Besuch gelassen, ja hin und wieder zechten und jubelten die Nachbarn dort in ganzen Schaaren; heute aber hatte der große, alte Bau ein noch heitereres Antlitz erhalten. Da waren die Hände aller Diener und Dienerinnen, so viele es waren, genügend beschäftigt und unermüdet thätig.

Das dreitägige Fest galt der Verlobung der Tochter vom Hause: der Comtesse Helene, der einzigen Erbin der Massardschen Güter und des Massardschen Baarvermögens, von dem man sich Wunderdinge fabelte. Da sollten in der wohlverwahrten Schatzkammer Kisten von bedeutender Größe existiren, die bis an den Rand

mit spanischen und französischen Goldstücken gefüllt seien. Da sprach man von einem Zimmer, das ganz mit Livres vollgestopft. Ob solche Gerüchte wahr, konnte wohl Niemand beweisen, da der alte Graf noch keinen Plappermund in den runden Thurm geführt hatte; aber man glaubte sie um so lieber, da sie ziemlich unwahrscheinlich klangen.

Solche Gerüchte ziehen einen Freierschwarm herbei, und so hatte man sich auch hier um die reiche Erbin gedrängt, obgleich dieselbe durchaus kein Prachtexemplar eines adligen Fräuleins darstellte. Groß und eckig war der Wuchs des sechszehnjährigen Mädchens, und die Haltung und die Bewegungen erinnerten weniger an einen feingebildeten oder äußerlich mit Politur versehenen Kreis, als an die Bauerndirne der damaligen Zeit. Ihr grobes Organ, ihr holpriger, mit Provinzialismen reichlich ausgestatteter Dialect harmonierten ebenfalls mit dem rothen stupiden Gesicht, das von flachsblonden Haaren eingerahmt war. Kurz, diese Jungfrau würde sich als Braut eines Pferdeknechtes nicht übel ausgenommen haben.

Helene würde schon lange, wäre nur nach ihrer Meinung gefragt worden, Herz und Hand an diesem oder jenem Cavalier verloren haben; aber der Herr Papa hatte nicht geduldet, daß die Tochter über sich allein entscheide.

Der alte Graf stammte freilich auch nicht aus der neueren Schule des französischen Adels, der sich an den Hof des Königs drängte, nicht zu jenen Gecken, die der Mode nachliefen und die strenge Etiquette befolgten, um als Leute von Welt zu gelten; aber er besaß doch jedenfalls größere Kenntnisse, besseren Verstand als seine Tochter. So hatte er bald bemerkt, daß man mehr seinem Gelde als seinem Kinde den Hof machte, und beschloß keinem jener Freier die reiche Erbin zu verheirathen, sie lieber dem Ersten — Besten an den Hals zu werfen, der ihm gefiele.

Ende des Jahres 1708 glaubte er aber ihn gefunden zu haben, der seine Tochter beglücken könnte, und zwar nicht in der Person eines Nachbarn, sondern in dem Baron von Osmond, der zufällig, seine Gastfreundschaft ansprechend, in dem Schlosse erschienen war. Zwar war Osmond augenscheinlich wohl an fünf und zwanzig Jahre älter, als das Fräulein; der riesige Körperbau, die gründliche Kenntniß der Jagd und Pferdezucht, das offene Wesen des Barons nahmen aber Massard so für ihn ein, daß er alles Andere sonst vergaß. Auch Helene liebte den vom Vater erwählten Bräutigam, da er sich eines Tages durchaus nicht geweigert hatte, eigenhändig und in ihrer Gegenwart eine von ihr verordnete Execution an einer widerspenstigen Magd mit einer zolldicken Reitpeitsche pünktlich auszuführen.

Vor einigen Wochen war der Baron eingetroffen, von dessen Glücksgütern man sich auch viel erzählte. In seiner Begleitung befand sich Hector d'Aubrai, sein Neffe, ein junger Mann von anscheinend noch nicht zwanzig Jahren, aber seltener Sicherheit im Auftreten und ein Ausbund der feinen Manieren, wie die Landedelleute meinten. Gewandt mit Worten zu streiten, wie den Degen zu führen, ein unfehlbarer Pistolenschütz, war der Jüngling nicht nur der Liebling seines Oheims, sondern auch der normännischen Edlen, die ihn kennen lernten und an ihm ihr Geld im Kartenspiel verloren. Vielleicht würde auch Massard ihn dem Baron vorgezogen haben, wenn er nicht gefürchtet, einen Korb zu erhalten, und auch den Jüngling andrerseits für die Ehe zu jung gehalten hätte.

Das Gefolge der beiden aus Langued'oc stammenden Edelleute bestand aus zwei Dienern, die beide mit einer wunderbaren Cordialität von Osmond wie d'Aubrai behandelt wurden und so mit den Herren auf einem herzlichen Fuße standen, obgleich sie sich wiederum in gewissen Augenblicken ungewöhnlich unterwürfig benahmen. Gegen ihre Standesgenossen im Schlosse Massard waren sie aber stets hochmüthig und unverschämt, so daß sie von mehr als einer Person gehaßt und die Klagen über sie lauter und lauter wurden. So sehr Osmond seine Leute in Schutz nahm, mußte er endlich einschreiten und

versprach auch, nach dem Feste die Missethäter fortzuschicken. Hector übernahm aber, ihnen ihre Entlassung sogleich mitzutheilen, und beschied sie auf sein Zimmer.

Dort stand er ihnen gegenüber, während in den anderen Theilen des Schlosses gejubelt wurde.

Nachdem die Diener auf einen Wink des Jünglings ausgeschaut, ob nirgends ein Lauscher versteckt sei, begann Hector: „Wahrhaftig, Ihr benehmt Euch so nichtsnutzig wie möglich.“

„Eine hübsche Einleitung, auf die ich nicht gefaßt war,“ lautete die Entgegnung des Einen, während der Andere mit Lachen bemerkte, daß der Ton für den Augenblick nicht recht gewählt sei.

„Schweigt, Rochambeau,“ rief der Jüngling, während sich seine Faust ballte.

„Und warum?“ versetzte Rochambeau mit einem verächtlichen Lächeln: „Du bist der Jüngste von uns und denkst stets den Herrn zu spielen. Sieh Dich vor, Dominique, ich bin nicht gewohnt, mich von Jungen meistern zu lassen, mögen dieselben auch Talente besitzen.“

Das Gesicht des Jünglings war völlig bleich geworden, seine Lippe zitterte, seine Hand ballte sich fester; aber er bezwang die Aufregung, welche sich seiner bemeistert hatte.

„Ich stehe im Namen unseres Führers hier,“ sagte

er, „und vertrete den Vortheil unsrer Gemeinschaft, den Ihr verkennt. Ein Heer, das von keiner Disciplin weiß, ist von vorn herein geschlagen, eine Unternehmung, die von Mehren ausgeführt wird, muß scheitern, wenn Jeder nach Belieben handeln will. Ich hoffe, daß Ihr dies einseht."

„Hahaha! Du verstehst zu reden wie ein Parlamentsrath, Cartouche, wie ein Edelmann vom Hofe, den Du gerade spielst," lachte Rochambeau: „Doch muß ich Dir sagen, daß ich mir meine Freiheit wahren werde, und solltet Ihr sämmtlich darüber zum Teufel fahren. Donner, da kommt ein Muttersöhnchen zu uns und will nach kaum einem Jahre einem Manne Lehren geben, der sein Meister in jeder Beziehung sein kann."

„Und worin, Herr?" fragte Cartouche: „Vielleicht in der Unverschämtheit und dem einfältigen Stolz?"

Wüthend sprang Rochambeau mit geballter Faust auf den Genossen ein, taumelte aber sogleich zurück und stürzte zu Boden. Dominique's Dolch hatte ihn in das Herz getroffen.

Bestürzt stand Pierre, des Erdolchten Gefährte, und starrte auf die Leiche Auch der junge Cartouche athmete schwer; der erste Mord, freilich nur in der Nothwehr, war von ihm vollbracht, seine Augen quollen stier aus den Höhlen.

„Todt!" murmelte Pierre.

„Todt!“ murmelte auch der Jüngling.

„Mord!“ rief Pierre und wandte sich, um das Gemach zu verlassen.

Da kam Leben in die Gestalt Dominique's; mit zwei Sprüngen stand er mit erhobenem Dolche zwischen dem Anderen und der Thür.

„Halt, Schurke! wohin?“ rief er ihm zu.

„Platz, Mörder!“

„Pierre, Du willst den Verräther spielen?“

„Ich will Dich an dem Galgen sehen, und sollte ich daneben hangen,“ versetzte Pierre und riß ebenfalls einen Dolch hervor.

„Wirklich?“ schnaubte Cartouche und flog auf ihn zu. Im nächsten Augenblick lag Pierre's Leiche zu den Füßen des Siegers, dessen Dolch die Kehle durchschnitten hatte.

„Du hast es nicht anders haben wollen,“ sagte er finster — — —

Es klopfte an die Thür.

„Wer ist da?“ fragte Dominique.

„Baron Osmond.“

Cartouche zog den Riegel zurück: „Tritt ein, Orgowani!“

Fröhlich trat der Bräutigam in das Zimmer; aber bleicher Schreck färbte sein Antlitz, als sein Auge auf die Leichen fiel.

„Was hast Du gethan?“ sprach kaum hörbar seine Zunge.

„Dein Ansehen vertheidigt und uns vor Verräthern bewahrt,“ entgegnete Cartouche.

„Und uns bloßgestellt und unser Unternehmen so nahe dem Port scheitern lassen. Cartouche, Cartouche! warum hast Du nicht Deinen Dolch zurückgehalten?!“

„Ich habe Euch schon einmal gesagt, daß wir ohne dieses Eisen verloren waren,“ versetzte Dominique mit einer entsetzlichen Ruhe: „Es ist geschehen, was da mußte.“

Der Meister starrte den Schüler an, der ihm vorbeigelaufen: „Seltsam,“ murmelte er, „dieser junge Mensch tödtet zum ersten Male und ist nicht zerknickt, nicht gebrochen. So etwas habe ich noch nicht erlebt. — Dominique,“ setzte er sodann lauter hinzu: „ich staune Dich an, wie Du so dastehst, ohne Klage, Deiner bewußt — gleich einem Türenne, einem Luxemburg, einem Condé.“

„Laßt das Declamiren. Wozu Lobsprüche, wo sie nicht hingehörig? Ist es denn wunderbar, daß ich nicht den Kopf verliere, oder mich hinsetze, um wie ein Weib zu weinen? Ich bin ein Mann.“

„Ja wohl, trotz Deiner fünfzehn Jahre ein Mann, dem ich gern das Feld räume.“

Cartouche lächelte; dann erwiederte er völlig ernst:

„Da stehen wir und plaudern und verabsäumen das Nöthigste.“

„Was sollen wir thun?“

„Schafft die Leichen zuvor bei Seite, daß sie nicht sogleich in die Augen fallen — jener Wandschrank ist tief genug, um sie aufzunehmen —; bringt auch das Zimmer in Ordnung, während ich die Anordnungen treffen werde, die durch den Tod der beiden Dummköpfe nothwendig geworden sind — in einer Stunde bin ich wieder zurück.“

Bei diesen Worten trat er vor den Spiegel und ordnete seine derangirte Toilette, sodann verließ er, mit der Hand grüßend, den Gefährten, der ihn bewundernd nachstarrte.

„Dieser Cartouche wird Alles hinter sich lassen, was bisher angestaunt war,“ sagte er im Selbstgespräch: „da ist ein eiserner Wille, vor dem einst Frankreich erbeben wird. Fünfzehn Jahre und schaut in den Spiegel, nachdem er zwei Menschen ermordet hat, ob er an seinen Kleidern auch keinen Blutflecken wahrnimmt.“

— — — — — — — — — — — — — —

Dominique suchte, nachdem er Orgowani verlassen hatte, die Gesellschaft auf, bewegte sich in derselben eine halbe Stunde; sodann ging er in den Stall, zog ein Pferd hervor, half dem Stallknecht es satteln und ritt, eine Melodie pfeifend, ruhig aus dem Thore von

Massard. Er schlug einen Weg ein, der ihn bald den Augen der Schloßbewohner entziehen mußte. Als er nicht mehr konnte wahrgenommen werden, stieß er dem Thiere die Fersen in die Weichen und flog auf der Straße dem nächsten Dorfe zu.

Vor demselben lag ein Haus, welches Jean Ruissot bewohnte.

Hier hielt er an, sprang aus dem Sattel und pochte. Die Thüre öffnete sich bald, und Jean Ruissot ward sichtbar, ein Landbewohner von untersetztem Körperbau, in normännischer Tracht, wie sie sich in einigen Strichen dieses Landes bis heute erhalten hat. Die Züge des Gesichtes waren roh und ohne geistigen Ausdruck, und doch blitzte das Auge in unbewachten Momenten eigenthümlich, doch hatte es hin und wieder den lauernden Blick der wilden Katze.

„Ah, Ihr seid es, Herr Dominique.“

„Ist Madame d'rinnen?“

„Gewiß, sie kehrte vor einer halben Stunde von ihrem Spaziergange zurück.“

„Von ihrem Spaziergange?“

Der Bauer nickte. Cartouche gab ihm die Zügel, befahl ihm, jede Störung abzuhalten und trat in das Haus. In dem Hinterzimmer fand er „la grive“ auf einem Stuhle sitzend, die Beine auf den hölzernen Schemel vor ihr gelehnt.

„Ah, Du bist es, Dominique!“ empfing ihn das Mädchen: „ich hatte Pierre erwartet.“

„Der hat wo anders zu thun,“ erwiederte Cartouche: „Was hattest Du am Kreuze? Habe ich Dir nicht gesagt, daß der November kein Monat zu Spaziergängen ist.“

„Pah, mein Lieber, ich hatte einmal Lust dazu.“

„Natürlich, Du harmonierst ja mit Rochambeau.“

„Ich wollte, Du hättest Lust gehabt, mit mir statt mit der Sidi zu harmonieren.“

„Bist Du eifersüchtig auf das Kind?“ versetzte Cartouche.

„Nein, aber ich ärgere mich, daß solch ein kleines Ding — —“

„Ich bin auch kein Riese,“ unterbrach er sie.

„Doch zehnmal mehr werth, als sich an Sidi zu hängen, die kaum reif ist.“

„Ich bin auch erst fünfzehn Jahre alt.“

„Aber wie anders als Sidi, der die Ruthe, nicht Deine Küsse, gebührte,“ ereiferte sie sich.

„Einen Vorzug hat sie aber doch,“ entgegnete Cartouche; „sie gehorcht mir auf das Wort, thut, was ich ihr befehle. Kurz, ihr Eifer ist mustergültig.“

„Du sollst Dich auch über den meinen nicht zu beklagen haben.“

„Der ermattet nur zu bald. Ich kenne Dich wohl, meine Schöne."

„Versuche ihn."

„Dazu wäre wohl Gelegenheit, wenn Rochambeau nicht wäre."

„Zum Teufel mit ihm."

„Ich habe das oft gedacht, wenn er Dich schlug — der Schuft. Gieb mir einen Kuß."

La Grive fiel ihn um den Hals und küßte ihn leidenschaftlich — —

„Aber da vergesse ich bei den Tändeleien ganz, was mich eigentlich hergeführt. Daran bist Du Schuld, Schelmin, und kannst hübsche Schritte machen, um das Versäumte nachzuholen," begann wieder Dominique.

„Ich fliege, wenn Du es wünschest."

„Das wird auch fast nothwendig sein; denn die Wagen müssen schon heute um Mitternacht an der Parkpforte halten."

„Schon heute?"

„Gewiß, oder Alles ist verloren."

„Ich will mein Möglichstes thun."

„Gut, meine Liebe. Hier ist auch der Schlüssel. Wenn Du um Elf am kleinen Gartenhause bist, triffst Du mich dort allein."

„Ich werde dort sein." —

Als Dominique wieder dem Schlosse zusprengte, lächelte er zufrieden.

„Thoren, Thoren," sprach er zu sich, „sie denken sich frei und sehen nicht, daß sie nur Puppen sind, die man leicht bewegt, wenn man die Fäden der Leidenschaften berührt."

— — — — — — — — — — — — — —

Die Pariser Sitte, die Nacht zum Tage zu machen, war 1708 in der Normandie so gut als unbekannt; bei festlichen Gelegenheiten jedoch, wie die, welche im Schlosse Massard stattfand, setzte die Mitternacht auch keine Schranke. Daher noch das brausende Leben in den hellerleuchteten Sälen.

Da durchdringt der Ruf: Feuer! die Gesellschaft und erregt die wildeste Verwirrung. In der That ist der Ruf nicht ohne Grund erschollen: ein Seitenflügel steht in Flammen.

Dieser ruft nach seinen Leuten, jener nach seinem Wagen — der Bräutigam und Hector d'Aubrai scheinen den Kopf verloren zu haben, und wo es den Anstrengungen des Grafen von Massard gelingt, Ordnung in das wilde Chaos zu bringen, da laufen sie hin und die Bemühung Massard's ist umsonst.

Immer größere Fortschritte macht das wilde Element, und bald ist es unmöglich, ihm noch Schranken

zu setzen. Finster sieht Massard das Haus seiner Ahnen rettungslos den Flammen preisgegeben.

Da naht sich ihm d'Aubrai-Cartouche: „Die Gebäude sind nicht mehr zu retten," redet er ihn an: „Versuchen wir, ob wir den Inhalt nicht bergen."

„Sie haben Recht," erwiedert ihm der Graf, der die Besinnung noch nicht verloren hat: „Alle Hände herbei!"

Alles fliegt herbei und Jeder hindert den Anderen; Niemand wird beachtet und giebt auf Andere Acht. Ein wildes Getümmel herrscht in den Theilen des Schlosses, die von den Flammen noch nicht ergriffen sind. Diener nnd Bauern, Mann und Weib, Jedes hat den besten Willen und strengt sich mächtig an, ohne viel zu thun.

„Kommen Sie," wendet sich Massard an den Baron Osmond und Hector d'Aubrai. Die drei wenden sich dem runden Thurme zu, nachdem Letzterer einem jungen Mädchen in seiner Nähe einen Wink gegeben.

Es ist drei Uhr — das Feuermeer hat seine größte Ausdehnung. Alle Rettungsversuche sind jetzt nur vergebens, Jeder steht und schaut, wie bald hier die Balken stürzen, bald dort.

Massard hält sein Kind im Arm.

„Wo ist Osmond?" fragt er.

Niemand kann ihm rechte Antwort geben. Auch

Aubrai wird vermißt. Der Bräutigam und sein junger Freund scheinen ihr Grab in den Flammen gefunden zu haben. Helene beweint sie und die verlorene Hoffnung, bald in die Ehe zu treten. — — —

Am folgenden Tage fand die Theilung der reichen Beute statt, die Orgowani und die Seinen gemacht hatten. Vier Meilen von dem Schlosse Massard entfernt, hielten in einer Schlucht die Wagen, und die Mitglieder der Gaunerbande hatten sich vor ihnen versammelt.

„Freunde, Genossen," begann jetzt der Führer: „Nachdem wir jetzt zu dem Ziele gekommen sind, daß Jeder von uns auf längere Zeit nicht zu sorgen braucht, heischt es die Klugheit, uns zu zerstreuen — ich lege mein Amt als Euer Führer nieder und denke, daß ich ein nicht unwürdiger Hauptmann gewesen,"

„Gewiß stimme ich Dir bei, Orgowani," nahm Cartouche das Wort, „daß sich unsere Verbindung für den Augenblick auflöse, daß Jeder seine Wege gehe und wähle. Ehe dies aber geschieht, müssen wir noch zu Gericht sitzen. Ich klage Pierre und Rochambeau der Desertion an."

„Dieselbe ist außer Zweifel," lautete das allgemeine Urtheil.

„Und somit haben sie den Tod verdient," fuhr Dominique fort.

„Den Tod! den Tod!“ riefen Alle: „Sie sind dem Messer verfallen.“

„Und es ist die Pflicht Jedes, der sie antrifft, sie zu tödten,“ sagte Orgowani: „Verflucht das Messer, das sie verschont!“

„Ferner beschuldige ich der Theilnahme, der Mitwissenschaft an dem Verbrechen der Beiden, La Grive,“ begann Cartouche auf's Neue.

„Mich? mich? Dominique!“ schrie die Angeklagte, auf Cartouche zutretend.

„Dich!“ versetzte derselbe eistg kalt: „Wie Ihr wißt, Freunde und Brüder, hat sie mit Rochambeau gekost und ein Plan war im Werke, der uns sämmtlich vernichten mußte. La Grive, was hast Du gestern am Kreuz thun wollen, obgleich Dir verboten war, Ruissot's Haus zu verlassen.“

„Ich ging spazieren,“ antwortete La Grive erbleichend.

„Nein,“ donnerte Cartouche: „Du wolltest mit Rochambeau zusammentreffen. Daß dies der Fall nicht war, weiß ich wohl; Du ließest dies Schreiben zurück.“

Als das Mädchen Cartouche ein Blatt Papier hervorziehen sah, das ihr nur zu wohl bekannt war, sank sie in das Knie, zitternd, leichenblaß.

„Was steht in dem Schreiben?“ fragte Orgowani.

„Es geht aus ihm hervor, daß die Drei damit um-

gingen, uns gegen einen Preis von 20,000 Livres zu verrathen, so daß wir statt im Ueberfluß zu sitzen, im Thurm an Ketten lägen."

„Gnade! Gnade!" schrie La Grive.

„Nieder, nieder mit der Verrätherin!" tönte es um sie her.

„Halt!" donnerte Orgowani: „die Messer bei Seite! das Urtheil entscheide."

In diesem Augenblicke flüsterte ein Mädchen von ungefähr fünfzehn Jahren Cartouche in flehendem Tone zu: „Rette sie, Dominique!"

„Thörin, sie würde Dich und mich verderben."

„Man wird sie zu Tode peitschen."

Cartouche zuckte die Schultern: „Das Einzige, was ich für sie thun kann, ist, daß sie gehängt werde."

Sidi hatte Recht — das allgemeine Urtheil lautete auf „zu Tode peitschen".

Schon hatten sie einige Hände ergriffen und rissen ihr die Kleider vom Leibe, da verlangte Cartouche das Wort und beantragte, die Verrätherin zu hängen. Man willfuhr ihm.

Nach der Execution dieser Todesstrafe trennte sich die Gaunerbande.

Sidi und Cartouche schlugen zu Pferde die Straße nach Paris ein.

„Die arme La Grive dauert mich doch," sagte das Mädchen: „Mir graut, wenn ich mich an ihre Stelle denke."

„Und mit Recht," versetzte Dominique; „denn könntest Du je zur Verrätherin werden, würde meine Hand Dich treffen, wie noch Niemand getroffen ist." — —

III.

Dominique im Jesuitencolleg.

Louis Dominique Cartouche hatte sich einen Plan gebildet, der ihn in den Hafen der Ruhe tragen sollte. Der frühreife Jüngling hatte in achtzehn Monaten nicht nur die Reize des herumstreifenden Lebens kennen gelernt; auch die Schattenseiten waren ihm entgegengetreten und hatten den Wunsch in ihm erregt, einen anderen Weg einzuschlagen.

Mit allen Anlagen zum Abenteurer geboren, war Dominique doch auch hin und wieder dem Wunsch, dem süßen Nichtsthun zu leben, unterthänig und der Begier, sich nicht zu sehr zu regen und dennoch die Freuden des Daseins, die Wollust, in langen Zügen zu genießen.

Genußsüchtig bis zum Aeußersten, war ihm freilich das Wort „entbehren" der grimmigste Feind, und ihm zu entgehen, war er zu jeder Kraftanstrengung fähig.

Wäre er aber als Millionär geboren, hätte Frankreich in ihm, statt des Verbrechers, einen Gecken gesehen.

Der unbefriedigte Gaumenkitzel hatte den fünfjährigen Knaben zum ersten Apfeldiebstahl geführt, der um so gefährlicher war, da er unentdeckt blieb. Sodann auf dem Collége Clermont in der Rue St. Jacques (das spätere Collége royal Louis le Grand): hier, wo viele Söhne aus den reichsten Familien Frankreichs von den Jesuiten erzogen wurden, sah er sich verdunkelt sowohl in Kleidung als auch in jenen Mitteln, die dem sinnlichen Menschen das Leben angenehm machen. Der Sohn des nicht reichen, aber wegen seiner Ehrenhaftigkeit allgemein geachteten Weinschenken Cartouche aus dem Quartier la Courtille hatte kein Taschengeld, um sich gleich seinen Kameraden Näschereien und jene Kleinigkeiten zu kaufen, worauf Knaben ungemeines Gewicht legen. Dominique beneidete die Glücklicheren und strebte, es ihnen gleich thun zu können. Der Obstdiebstahl der Kindheit wiederholte sich, und der Erfolg trieb ihn weiter und weiter.

Mit einem ausgesuchten Raffinement wußte der Knabe sich das Vertrauen seiner Collegen zu gewinnen, um sie unbeargwohnt zu bestehlen. Wer konnte auch Verdacht hegen gegen den braunlockigen prächtigen Buben mit den großen, leuchtenden Augen.

Läge es in dem Plane dieser Erzählung, alle die

Sagen aus der Jugend Cartouche's vorzuführen, wir würden den Leser vielleicht stundenlang unterhalten können, ohne daß unsere nur auf erwiesenen Thatsachen beruhende Novelle einen Schritt vorwärts thäte. Die Thaten der Volkshelden, wozu auch gewissermaßen die großen und interessanten Verbrecher, die kühnen Bekämpfer des natürlichen Gesetzes, die gefährlichen Feinde des Eigenthums wie des Gesellschaftsvertrages gehören, werden nach ihrem Tode in dem Maße vervielfacht und vergrößert, daß kaum das geübte Auge die Wahrheit von der Legende zu sichten weiß.

Dennoch müssen wir bekennen, daß uns die neuere Kritik nicht behagt, die das Kind mit dem Bade ausschüttet, die oft unnöthig negirt und häufig Falsches für Wahres erfindet, weil ihr Letzteres nicht recht wahrscheinlich, nicht allzu alltäglich vorkommt, obgleich die Wirklichkeit uns täglich den Beweis liefert, daß sie selbst romanhafter als ein phantastischer Roman ist.

Man wird es z. B. fast unmöglich halten, daß ein noch nicht zwölfjähriger Knabe drei Tage und Nächte ohne Speise und Trank bleibt, um nicht als Dieb entdeckt zu werden, daß er selbst den Seufzer unterdrückt, welchen ihm Hunger und Durst erpressen wollen. Doch steht dies von Cartouche fest, der härteren Qualen trotzte, als die bewunderten Indianer in Coopers Erzählungen.

Lange war es Cartouche geglückt, den Verdacht gegen

sich nicht entstehen zu lassen oder ihn lächelnd von sich abzulenken, als eine Neckerei gegen seine Collegen die Vermuthung derselben, wer der Verüber der in letzter Zeit häufig wiederholten Diebstähle sei, auf die rechte Bahn lenkte.

Dominique machte sich nämlich den Scherz, seinen Geburtstag (der 12. Januar), an dem er dreizehn Jahre alt geworden (also ein und ein halbes Jahr vor Beginn unserer Novelle), dadurch zu feiern, daß er in der Nacht das ganze Schuhwerk des Collége stahl und in einem abgelegenen Winkel versteckte. Der allgemeine Tumult, der am Morgen entstehen mußte, sollte ihn ergötzen. So gut er aber Alles in Scene gesetzt zu haben meinte, einen Fehler hatte er begangen; er hatte sein eigenes Schuhwerk stehen lassen. Das ließ den Thäter erkennen, und um so mehr Geschicklichkeit dazu nöthig gewesen war, das ganze Collége schuhlos zu machen, um so mehr zürnte man dem sonst fast allgemein geliebten Knaben.

Vergebens leugnete er; man warf ihm den sich plötzlich gegen ihn erhebenden Verdacht der früheren Diebstähle in das Antlitz und schlug endlich auf ihn erbarmungslos ein.

Zu denen, welche ihn am meisten prügelten, gehörte Ernst de Villeneuve, der Sproß eines erlauchten und reichen Geschlechtes aus der Bretagne.

Nur Wenige legten sich für ihn ein, wie der junge Marquis von Chateaufort; aber weder sie noch der Widerstand Dominique's konnten die Mißhandlung verhindern, in deren Folge Cartouche einige Tage das Bett hüten mußte.

Die klugen Väter Jesu tadelten das Verfahren gegen ihn, müssen aber von der Schuld des freilich nicht überführt gewesenen Verbrechers überzeugt gewesen sein, da sie die Verwandten des geprügelten Knaben ersuchten, diesen trotz seiner anerkennenswerthen Talente aus der Erziehungsanstalt zu nehmen: ein Verlangen, dem aber nicht entsprochen wurde, da der Vater behauptete, das heiße den Sohn förmlich brandmarken.

Bisher hatte Dominique mit Eifer den Wissenschaften angehangen; von jetzt an sehen wir ihn dieselben vernachlässigen, wogegen er jede Gelegenheit ergreift, um sich in den körperlichen Uebungen zu unterrichten. Bald zeichnete er sich hierin aus, so daß ihn einst der um zwei Jahre ältere Marquis von Chateaufort umarmte und laut erklärte, daß Niemand in dem ganzen Collége Clermont so den Degen zu führen wisse, wie sein Freund Cartouche.

Gerade nicht mit Wohlbehagen hatten die Lehrer diese Wandlung des Schülers bemerkt, der nach der Mißhandlung auch finster und einsilbig geworden war; aber sie ermahnten ihn nicht, in die alte Bahn zurück-

zukehren, sondern unterwarfen ihn ihrer strengen Beobachtung.

So geheim sie dies auch thun mochten, bemerkte es der Zögling und hütete sich Blößen zu geben, die den Verdacht des Diebstahls zur Gewißheit gemacht hätten. Nach und nach schlief die geheime scharfe Aufsicht ein, der er ausgesetzt gewesen.

Sommer und Herbst des Jahres 1706 waren dahin gegangen, ohne daß ein Ereigniß stattgefunden hätte, welches das Collége so sehr erregte, wie folgendes.

In einer Decembernacht wurden dem Pater-Rector einige hundert Goldstücke aus einem Zimmer gestohlen, welches hinter seinem Schlafgemach lag und in das Niemand anders gelangen konnte, als durch die erwähnte Schlafstube. Ohne Fenster, wie es war, diente es gewissermaßen als Schatzkammer des Rectors.

In den ersten Stunden nach der Entdeckung des Diebstahls konnte man gar nicht begreifen, wie es möglich sei, daß die schönen Füchse verschwinden konnten, bis man endlich wahrnahm, daß wirklich ein Einbruch stattgefunden hatte und zwar durch die wieder hergestellte Decke. Ueber der dunklen Kammer befand sich ein Zimmer, wohin sich seit langer Zeit kein menschlicher Fuß verloren hatte, wenigstens wie man glaubte.

Um zu demselben zu gelangen, mußte der Dieb mehre Thüren geöffnet haben, wie sich auch vorfand.

Sodann hatte er den Estrich aufgerissen, die Dielen darunter entfernt und sich mit Stricken aus dem oberen Cabinet herabgelassen.

Daß das Verbrechen von einem Menschen verübt war, der die Localität genau kannte, war gewiß; aber die Schlauheit der klugen Väter Jesu schien nicht so groß zu sein, den Thäter herauszufinden. Man rieth bald auf diesen, bald auf jenen; auf Dominique nicht, der eifriger als je seinen körperlichen Uebungen oblag.

So vergingen acht Tage, und das Räthsel schien ungelöst bleiben zu wollen, als Ernst de Villeneuve eine Entdeckung machte, die er dem Pater-Rector allein mittheilte. Im heimlichen Gemache hatte er durch Zufall auf einem Brett über der Thür eine kleine Kiste gefunden, die das entwendete Geld bis auf wenige Goldstücke enthielt.

Der würdige Jesuit war über den Fund entzückt, hieß aber den jungen Edelmann schweigen, da die Entdeckung des Geldes auch zur Entdeckung des Thäters führen müsse.

So legte man sich auf die Lauer und bemerkte, daß in der Zeit der Nacht ein Goldstück von der an denselben Ort wieder hingestellten Summe fehle. In der nächsten Nacht achtete man darauf, wer das heimliche Gemach aufsuchen werde. Das war Dominique Cartouche. Leicht hätte ein gewandter Criminalist den

Verbrecher überführen können; denn derselbe würde nicht sogleich auf den Knaben losgefahren sein, wie dies der Rector nebst Gefährten that, sondern hätte abgewartet, bis sich der junge Verbrecher wieder ein Goldstück genommen hätte.

So stürzten sich aber die Jesuiten auf ihren Schüler, ihn mit Beschimpfungen überhäufend, ohne den untrüglichen Beweis in Händen zu haben.

Dominique ließ sich aber nicht einschüchtern, sondern behauptete mit dreister Stimme seine Unschuld und die Abscheulichkeit seiner Feinde, die ihn in das Verderben ziehen wollten. Vergebens drohte man ihm mit dem Henker, er antwortete in trotzigem Tone, seine Verleumder müßten nach Recht und Gerechtigkeit eher gehängt werden.

Wüthend schlug ihn der Pater-Rector in das Gesicht. Cartouche antwortete darauf mit den Worten Christi: „Vater, vergieb ihnen; sie wissen nicht, was sie thun.“ Sodann verlangte er, aus dem Collegio entlassen zu werden, daß er hinfort keine ungerechte Mißhandlungen zu dulden habe.

Wirklich verließ Dominique an der Hand seines Vaters die Jesuitenanstalt, ohne überführt zu sein; ja der Marquis von Chateaufort umarmte den unschuldig Beschuldigten, indem er ihn seiner Freundschaft versicherte. Mit ihm glaubten aber Viele damals, daß

Dominique ungerecht beschuldigt sei, wie dies der Vater auch aussprach.

Die Heuchelei des Jesuitenschülers hatte somit einen Sieg davongetragen.

War das Jesuitercollegium für die Anlagen Dominique's schon kein ganz geeigneter Ort, so war die fast unbeschränkte Freiheit, die der junge Verbrecher im Vaterhause genoß, ein Gift für seine Seele. Die Genußsucht packte ihn mit eisernen Händen und er strebte darnach, sie zu befriedigen, zuerst das Glück im Spiel versuchend, dann auch mit Hülfe der väterlichen Kasse.

Der alte Cartouche hatte bald das Deficit bemerkt, und bald auch die Ursache desselben entdeckt. Fest stand es nun bei ihm, den Verbrecher dem Detentionshause zu übergeben, daß er dort vielleicht gebessert werde.

Am Morgen ließ er Dominique rufen, und erklärte ihm, er wünsche bei einem wichtigen Gange seine Begleitung, der Sohn möge sich daher zum Ausgange bereit machen. Ohne Argwohn kleidete sich der Knabe an und folgte dem Vater; doch fiel es ihm auf, daß die Mutter einen ungewöhnlichen Abschied von ihm nahm, bei dem sie sogar Thränen vergoß.

„Was hat das zu bedeuten?" fragte er sich.

Ein Wagen hielt vor der Thür; in ihm nahmen Vater und Sohn Platz.

„Wohin geht die Reise?" fragte der Sohn leichthin.

„Das wirst Du bald sehen," antwortete ernst der Vater.

Dominique begann Unheil zu ahnen, aber schwieg. Auch der Alte öffnete nicht mehr den Mund.

Der Wagen hielt jetzt vor dem Correctionshause; der Vater stieg aus und läutete. Diesen unbewachten Augenblick benutzte der Knabe, öffnete die andere Wagenthür und huschte aus derselben; er wußte, was ihn bedrohte, er floh vor dem gefürchteten Gefängniß.

Auf dieser Flucht haben wir ihn beim Beginn unserer Erzählung gesehen. — — —

Wir haben berichtet, daß Dominique und Sidi die Straße nach Paris eingeschlagen. Dort sollte der fernere Schauplatz für die Wirksamkeit des nur zu reifen jugendlichen Verbrechers sein. In Besitz von sechstausend Livres in Gold hoffte der Jüngling in der französischen Metropole ruhig abwarten zu können, bis sich ihm dort ein Wirkungskreis gebildet oder eröffnet hatte. Daß die Seinen aber in dem eleganten Herrn von Vert je den entflohenen Dominique ahnen würden, glaubte er nicht; denn als Edelmann wollte er in der Hauptstadt Frankreichs leben, als Edelmann der damaligen Zeit in jeder Beziehung.

Auf der Landstraße zogen die Beiden sorglos dahin, lächelnd über die Schneeflocken, die um sie herumspiel-

ten, über den Eigensinn ihrer Pferde, die keinem Wirthshause unangehalten vorbeigehen wollten.

Dominiqe erzählte Sidi von dem Pariser Treiben, von seinen Plänen, und gern hörte ihm das junge Mädchen zu — der Geliebte war ihr unbewußt noch lieber geworden, seitdem sie Beide nicht mehr unter den anderen Gaunern weilten, die jede Regung des Herzens schonungslos und spöttisch vernichteten. Jetzt konnte sie ungekränkt schwärmen und selig mit dem Jüngling Luftschlösser bauen. Die Jugend ergeht sich so gern in dem Reiche des Idealen, der Nichtwirklichkeit, daß es die Jugend zertrümmern heißt, ihr den Eintritt in das Paradies der Träume zu verwehren.

Sidi war des Abenteurens gewohnt, eine Reise zu Beginn des Winters konnte ihr keine Erkältung bringen, wie man hätte meinen sollen, und doch war das der Fall, so daß die beiden jungen Leute ihren Wanderstab nicht sogleich nach Paris weitersetzten, sondern in Evreux in dem Gasthofe zum weißen Roß blieben.

Im Grunde war dieser Aufenthalt Dominique lieb; er konnte sich in diesen Tagen auf die Rolle vorbereiten, welche er in Paris zu spielen gedachte. Er übte sich in den Karten und vervollkommnete sich in der Kunst des „corriger la fortune“. Endlich glaubte er darin den Höhepunkt erreicht zu haben und kündigte nun Sidi an, die sich in den vierzehn Tagen völlig erholt hatte,

daß sie am folgenden Morgen zu Wagen ihre Reise fortsetzen würden, um noch das Neujahr in Paris zu feiern.

„Morgen ist Freitag," erwiderte das junge Mädchen, „und an einem Freitage, sagte meine Mutter, muß man keine Reise antreten, soll sie glücklich zu Ende geführt werden."

„Aberglaube!" rief es in Dominique's Innern, während seine Zunge sagte: „Ja, ja, liebes Kind, aber wir treten auch morgen keine Reise an — wir setzen die unsere nur fort."

„Mir ist es, als sollten wir morgen noch rasten," wandte Sidi ein, „sonst drohe uns Unheil."

„Du bist ein kleines Murmelthier, voll von thörichten Vorurtheilen."

„Gewiß weißt Du mehr als ich," entgegnete sie; „aber meine Mutter hatte auch ihre Erfahrungen."

„Die sie nicht vor dem Auspeitschen schützten. Nun, beruhige Dich; ich will der Todten nichts Böses nachsagen, will Dich nicht kränken, Sidi. Komm, laß die Falten von der Stirne verschwinden und gieb mir einen Kuß."

„Nein, Dominique, das kann ich nicht; er wäre nicht aufrichtig gemeint."

„Närrchen, was schadet's?"

„Du hast mir zu weh gethan."

„Ich habe Dir auch gute Worte gegeben,“ versetzte er: „Und nun ziere Dich nicht länger, umarme und küsse mich — ich will es haben.“

„Und ich will nicht.“

Wild stampfte der frühreife Jüngling mit dem Fuße. Dicht trat er vor sie hin.

„Sidi, ich warne Dich, mich nicht noch mehr zu reizen; ich denke, Du kennst mich.“

In dem Tone, mit dem diese Worte gesprochen wurden, so ruhig er schien, wogte die wilde Leidenschaft des Despoten, grollte das drohende Brüllen des zürnenden Löwen. Das Mädchen senkte erschreckt das hübsche blonde Lockenköpfchen und faltete wie unbewußt die Hände. Ein triumphirendes Lächeln flog über Cartouche's Antlitz.

„Herzchen, ich glaube, Du weinst,“ sagte er mit völlig veränderter Stimme: „Laß die Thorheiten und komm in die Arme Deines Dominique.“

„Wie Du befiehlst,“ bemerkte sie gedrückt.

„Sidi, pfui! Du bist noch böse, Du zürnst mir.“ Sie sah ihn mit ihren lichten Augen an.

„Du hast mir sehr wehe gethan; aber ich liebe Dich doch.“ Und leidenschaftlich schlang sie um seinen Hals die Hände und bedeckte seinen Mund mit ihren glühenden Küssen.

„Und wir reisen morgen, trotzdem daß es Freitag?“

„Ich bin Dein, Dein, so lange Du mein bist.“

„Und dann?“ fragte er leichthin.

„Und dann? dann?“ wiederholte sie: „Dominique! wehe Dir, wenn Du mich verlassen könntest. Schlage mich wie einen Hund, stoße mich mit Füßen — ich will nicht murren. Reißt Du Dich aber je von mir los, so — — O, ich mag es nicht denken. Nein, nein, so schlecht kannst Du nicht sein, so teuflisch nicht an mir handeln — ich müßte Dich ja hassen und vernichten.“

IV.

Der Glücksritter.

Das Hôtel des würdigen Herrn Moquart zählte zu den elegantesten der französischen Hauptstadt.

Hier in dem zweiten Stockwerk hatte der Chevalier Achille de Vert drei Zimmer gemiethet, die er mit seiner Maitresse oder Gemahlin — Niemand wußte das genau; das Personal des Gasthauses redete sie mit Madame an — bewohnte. Das erste Zimmer diente zum Empfang, in dem zweiten speiste man, das dritte war das Schlafgemach der beiden jungen Leute.

Ein Bedienter von ziemlich auffälliger Toilette und ein kleines stumpfnasiges Zöfchen waren von ihnen gemiethet, um ziemlich den ganzen Tag zu faullenzen; denn Antoine's Beschäftigung belief sich eigentlich Tags auf Reinigung der Kleider und Nachts auf Begleitung seines Herrn zum Père Renard, der das vom Adel besuchteste Spielhaus hielt, während Lisette noch mehr

Muße hatte, ihr Näschen überall hineinzustecken. Man sollte glauben, daß dadurch die Geheimnisse der Herrschaft sehr schnell unter die Leute gekommen wären. Das war nicht der Fall; so jung der Chevalier und Madame auch schienen, hatten sie doch eine Art, die Dienerschaft nicht allein in Zügel, sondern auch von sich fern zu halten, welche ihren Zweck nicht verfehlte. Kurz, die Neugier wurde durch die Beiden nicht befriedigt. Selbst Herr Moquart war über seine Gäste nicht klar, obgleich mit ihren Zahlungen sehr zufrieden: Zahlungen, welche den Reichthum des Chevaliers klar zu Tage legten.

Mitternacht war längst vorüber. Madame hatte sich in ihr Schlafzimmer schon seit zwei Stunden zurückgezogen, Nachttoilette gemacht und Lisette entlassen; aber zu Bett war sie nicht gegangen. Sie hatte sich an's Fenster gesetzt, nachdem sie das Licht ausgelöscht hatte, und starrte in die Nacht hinaus.

„Ob es ihm heute glückt,“ murmelten ihre Lippen, „ob er heute —?“

Die Glocke der Notre-Dame verkündete, daß die zweite Stunde beginne.

„Eins,“ fuhr sie fort: „er wollte um diese Zeit zu Hause sein. Ich weiß nicht, mir ist so ängstlich, so eigenthümlich, als legte sich der Alp auf meine Brust wie meine arme Mutter sagte — ich wollte, er wäre

schon da. Ha, dort eine Laterne am Ende der Straße. Ob er es ist?" Sie öffnete das Fenster, um deutlicher zu sehen. „Nein, es sind mehr als zwei," sagte sie und schloß es wieder.

In der That waren es vier Männer, welche die Straße heraufkamen. Der Eine trug eine Laterne, der Zweite eine Leiter, Beide in der Tracht der Lakaien; die Anderen dagegen hatten das Aussehen von Cavalieren, soweit es die Dunkelheit erkennen ließ.

Vor dem Hôtel des Herrn Moquart blieben die Vier stehen.

„Alles dunkel, das ganze Haus schläft und Durand hält den kleinen Chevalier noch gefesselt. Das ist die prächtigste Gelegenheit, die es geben kann. Wo bleibt nur der Wagen, Charles?"

„Er muß in einer Minute hier sein, Herr Marquis. Wenn ich nicht irre, höre ich ihn schon," antwortete der Diener mit der Laterne, an den die Frage gerichtet war.

„Gut, so ist es die höchste Zeit. Wird die Leiter bis zu dem Fenster reichen?"

„Gewiß, ich setze meinen Kopf zum Pfande," erwiderte der andere Lakai.

„Das Täubchen wird sich wundern, wenn es in Deinen Armen erwacht, um im Hemdchen die Leiter herabgetragen zu werden," lachte der andere Cavalier. — —

„Was ist das?“ fragte Madame oben im Selbstgespräch: „Es scheint, als wollte man mich bestehlen. Wartet! Euch soll der Spaß gereuen.“ Sie flog zu einem Tisch, auf dem ein Kästchen von Mahagoni stand, nahm aus ihm die beiden doppelläufigen Pistolen heraus und begab sich wieder zu dem Fenster zurück, an welches die Leiter reichte.

Der Marquis war die Leiter zur Hälfte emporgestiegen, da riß sie den Fensterflügel auf.

„Mein Herr, nehmen Sie Ihren Hut in Acht.“ Dem Worte folgten Blitz und Knall.

„Wahrhaftig, mein Hut ist mir vom Kopf geputzt,“ sagte der Marquis und machte Anstalt, wieder hinunterzusteigen, als Madame's Stimme im Fenster wieder erscholl.

„Bleiben Sie, mein Herr, ein Schritt vor oder rückwärts und meine zweite Kugel fliegt durch Ihr Gehirn.“

„Teufel, das ist eine Amazone, die keinen Scherz versteht.“

„Im Gegentheil,“ versetzte Madame; „sonst würden Sie nicht mehr leben. Auch möchte ich wissen, wie Sie sich in den Händen der Maréchaussée benehmen werden. Ich glaube, der Schuß hat schon manchen Schläfer erweckt.“

Den Lippen des Marquis entfuhr ein Fluch über

seine ungünstige Lage. Der andere Cavalier, der bisher regungslos dagestanden, nahm dagegen das Wort.

„Wir sind überwunden, Madame, Sie sind die Siegerin; jetzt ist es an Ihnen Großmuth zu zeigen und der Besiegten zu schonen.“

„So macht, daß Ihr fortkommt; aber merkt es Euch, daß ich das nächste Mal nicht so milde bin.“

In diesem Augenblick ertönte unten in der Straße eine andere Stimme.

„Ich aber nicht, meine Herren.“

„Wetter, der Chevalier.“

Der Marquis sprang von der Leiter herunter, zwei Degen blinkten. Der andere Cavalier warf sich dazwischen.

„Seid Ihr, Thoren, hier auf offener Straße, Euch schlagen zu wollen, während der Knall die Nachbarschaft schon erweckt hat und uns die Maréchaussée auf den Leib fährt. Chevalier, Sie wissen, wer Ihr Gegner ist — mein Name ist Ernst de Villeneuve — morgen im Wäldchen von Boulogne oder sonst wo ist Zeit, sich die Hälse abzuschneiden.“

„Sie haben Recht,“ sagte der Marquis: „Ich werde Ihnen morgen Genugthuung geben, daß ich die kleine schöne Amazone, die wie ein Eremit lebt und wie ein Satan ficht, entführen wollte. Da ist mein Wagen.

Leben Sie wohl, Herr Chevalier — ich bin morgen früh am Kreuz zu Ihrer Verfügung."

Mit einer Verbeugung verabschiedete er sich — der Wagen nahm ihn und seinen Begleiter auf, ihre Diener sprangen hinten auf das Trittbrett. Der Chevalier blieb allein zurück.

„Villeneuve! Villeneuve! da ist meine Rolle ausgespielt," murrte er durch seine Lippen. Dann steckte er den Degen heftig in die Scheide: „Villeneuve, Villeneuve! Du bist mein böser Dämon — Antoine!"

„Hier, Herr Chevalier."

„Wirf die Leiter um! und spricht Deine Zunge ein Wort von dem, was Du gesehen, so werde ich Dir eine Lehre geben, die Du niemals vergessen wirst."

Der Diener verbeugte sich, befolgte, was sein Herr ihm befohlen und läutete sodann auf ein Zeichen desselben. Sie brauchten nicht lange zu warten, den Portier hatte schon der Pistolenschuß erweckt.

„Ach, Herr Chevalier," empfing er sie: „Was ist draußen vorgefallen? Haben Sie gehört?"

„Allerdings, einen Pistolenschuß am Ende der Straße, nicht der Rede werth."

Summend stieg er die Treppe hinan und verschwand in seine Wohnung, dem Diener nochmals die energische Weisung gebend, seinen Mund zu verschließen.

Madame kam ihm mit einer brennenden Kerze entgegen — er löschte sie sogleich aus.

„Vorsicht hat nie geschadet — die Maréchaussée kann im nächsten Augenblick schon die Straße passiren und des Aufsehens ist genug."

„Wie Du so seltsam bist, Achille."

Er faßte sie bei der Hand und führte sie in das Schlafgemach zurück.

„Die Zeiten sind bald vorüber, ahnt mir, Sidi," sagte er dort, nachdem er die Thür sorgsam geschlossen hatte: „die Verwandlung muß über kurz oder lang fallen — der Chevalier zu Grabe gehen."

„Wie Du so seltsam bist, Dominique — ich weiß jetzt, daß es keine Diebe waren; Ihr werdet Euch schlagen. Du bist ein Meister in den Waffen, Du wirst nicht unterliegen."

„Pah, das blanke Eisen fürchte ich nicht — ich bin aber — — Ich werde nicht lange unentdeckt bleiben — Villeneuve, mein Dämon, ist hier. Pah, was schadet es, die Maske bei Seite, sie hat mir nichts eingetragen; wohl aber gekostet. Ich bin heute völlig leer — kein Louisd'or in meiner Tasche. O, diese Herren wissen auch, wie man die Karte mischt. Gaunerei hier, Gaunerei dort. Da kommt der Abbé Dubois, der würdige Prinzenerzieher, und führt die Bank. Ich Dummkopf!

erst als kein Rosenoble bei mir Musik machte, merkte ich, wie man verfuhr. O, über die ehrlichen Leute! Aber das that nichts — morgen hätte ich die Scharte ausgewetzt — da kommt dieser Villeneuve — — der Herr Chevalier de Vert steigt von der Bühne und Dominique Cartouche muß sich eine andere Rolle suchen, in der er sein täglich Brod verdient."

„Und Du wirst eine andere finden," sagte Sidi: „Nur ein wenig Ruhe und Du — —"

„Die Maréchausiée," unterbrach Cartouche ihre Rede.

Von der Straße herauf tönte der gleichmäßige Schritt der Polizeiwache. In der nächsten Minute waren sie bei dem Hause vorüber.

„Die Maulwürfe," grollte Dominique, „die Maulwürfe sehen nicht einmal die Leiter, die ihnen vor den Füßen liegt. Da thut sich der Herr Generalpolizeilieutenant auf solche Gesellen etwas zu gut, denen man vor der Nase ein Schnippchen schlagen kann."

„Desto besser für uns. Soll ich wieder Licht anzünden?"

„Ja, ja." Mit weiten Schritten durchmaß Dominique das Gemach, während Sidi mit Stein und Schwefelfaden bald die Kerze entflammte, sodann die Fenstervorhänge niederließ.

Cartouche warf sich jetzt in einen Lehnsessel und starrte vor sich hin. Sidi trat zu ihm.

„Dominique, Du bist heut aufgeregter, als ich Dich jemals gesehen habe," sagte sie.

„Natürlich," erwiderte er: „da glaubte ich mir den Boden geebnet, um mich nach einigen Jahren mit einem ansehnlichen Vermögen zurückziehen zu können — ich hatte sie eingeschläfert; Niemand glaubt, daß ich die Karten zu mischen verstehe. Morgen die Rückseite der Medaille herausgekehrt, und ich hatte sie in der Tasche, trotzdem sie alle betrügen — Du hättest sehen sollen, wie geschickt der kleine schäbige Abbé, dieser Ausbund der Frivolität, diese lebende chronique scandaleuse, die Volte schlägt, um das Gold einzustreichen, welches er mit den hübschen Nymphen des Theaters und der Gasse vergeudet — Aber trotz diesem bewunderungswürdigen Dubois würde ich doch schließlich — — Da tritt mir dieser Villeneuve in den Weg. Er wird mich erkennen. Was hilft mir alle Vorsicht? das Spiel ist verloren."

„Dominique, Du siehst zu schwarz. Drei Jahre sind verstrichen, seitdem Du das Collége verlassen, und Du hast Dich in ihnen gänzlich verändert. Du bist dicht bei Deinem Vater vorübergegangen, er hat Dich nicht erkannt."

Cartouche sah lächelnd auf.

„Thörin! mich trösten zu wollen! — Mein Vater hat kein Polizeiauge, wie dieser Villeneuve. Er wird

mich erkennen — ich weiß es. Ich muß mir einen anderen Wirkungskreis aussuchen.“ — —

Am folgenden Nachmittag trafen sich im bois de Boulogne der Chevalier de Vert und der Marquis du Tremblai. Der Combattant des Letzteren war Villeneuve, Cartouche's Schulgenosse.

„Gehen wir rasch zu unserem Geschäft über,“ meinte Dominique, der wohl bemerkt hatte, wie Ernst bei seinem Anblick gestutzt, wie das Auge des Gefürchteten inquisitorisch stechend wurde.

„Der Herr Chevalier sind sehr eilig,“ versetzte der junge Edelmann.

„Ich denke, der Herr Marquis wird mit mir darüber einstimmen, unsere Sache bald zum Austrag zu bringen.“

„Ich bin bereit, mein Herr. Und der Marquis warf den Rock ab und zog den Degen.

„Sehr schön, und doch muß ich um einen Augenblick Geduld bitten. Es sollte mir leid thun, wenn ich mich irrte und eine Ehrensache aufhalte — aber je mehr ich diesen Herrn betrachte — Marquis du Tremblai, kennen Sie den Herrn, mit dem sie sich zu schlagen beabsichtigen? — die Aehnlichkeit — —“

„Ich hoffe nicht, daß er mein Bruder ist,“ sagte lächelnd Tremblai und legte sich aus.

„Herr Chevalier de Vert," fuhr Ernst de Villeneuve fort, „darf ich fragen, aus welcher Gegend Ihre Familie stammt?"

„Mein Herr," nahm Cartouche's Secundant das Wort: „Sie äußern eine Beleidigung, ehe die erste gesühnt ist."

„Verzeihung, das ist nicht der Fall; denn der Herr Chevalier wird mich zu seinen Diensten finden, wenn er mir beweisen kann, daß er nicht der Sohn des Weinschenken Cartouche ist, den man eines Diebstahls wegen aus dem Collége Clermont, dessen Zögling zu sein auch ich die Ehre hatte, schmählich wegjagte."

Dominique's Antlitz war wie mit Purpur übergossen. Er hatte sich auf eine Erkennung vorbereitet; jetzt war der Schlag gefallen und hatte seine Vorbereitungen vernichtet. Die Geistesgegenwart, die ihm sonst eigen, war dahin, er knirschte mit den Zähnen, seine Hand riß den Degen aus der Scheide, und wüthend wollte er sich auf den Feind stürzen; sein Secundant hielt ihn zurück.

„Sie haben gehört, was gegen Sie behauptet wurde, und ich nehme die Beleidigung für mich auf, wenn Sie mir beweisen, daß — —"

„Schamlose, niederträchtige Verleumdung!" schrie Cartouche: „ich steche den Schuft zu Boden."

Villeneuve faßte die Hand des Marquis: „Kommen Sie! der Zweikampf ist mit einem abenteuernden Betrüger nicht möglich, für den ist die Hundepeitsche der Bedienten geschaffen.“

„Niederträchtige Memme!“ kreischte Dominique und wollte ihnen nach.

„Nicht also, mein Herr, das ist nicht der rechte Weg,“ versetzte sein Secundant: „Man hat auf Sie Beschuldigungen gehäuft, die auf den Urheber zurückschlagen, wenn sie sich als falsch erweisen. Es wird Ihnen leicht werden, mir die Beweise zu zeigen, daß Sie nicht einen angemaßten Titel, einen falschen Namen führen, daß Sie nicht der Sohn des Weinschenken sind.“

„Und führe ich nun den Beweis, wie Sie es wünschen?“

„So werde ich Herrn von Villeneuve öffentlich als Verleumder brandmarken.“

„Gut, gut; aber besser, ich hätte ihn über den Haufen gestochen.“

„Nein, nein, das ist meine Sache. In vier Stunden bin ich mit einigen Freunden bei Ihnen, um die Beweise einzusehen, daß Villeneuve einen Edelmann fälschlich beschuldigt hat. Adieu. Auf Wiedersehen.“

Dominique blieb allein zurück. „Auf Wiedersehen? Meine Rolle als Chevalier de Vert hat ihr Ende er-

reicht; ich muß eine andere wählen. — Verdammt, daß ich gestern an diesem Dubois soviel Geld verloren habe. Rasch zu Sidi, wir müssen verschwunden sein, ehe mich die Herren aufsuchen. Villeneuve, diese Partie hast Du gewonnen; die Revange wird nicht ausbleiben.“ —

V.

Das Bündniß.

Die Messe war beendigt, die andächtige Menge zerstreute sich. Das Herbstwetter war nicht dazu angethan, lange auf dem Platze vor der Nortre-Dame zu weilen, um dort mit Bekannten Gruppen zu bilden und sich in Unterhaltung einzulassen. Ein Wagen nach dem anderen, der seine Besitzer aufgenommen, rollte dahin.

Aus dem Mittelportale trat ein junger Mann mit demüthiger Miene, die Augen auf das Steinpflaster gerichtet. Ohne auf die Bitten der Armen zu hören, ohne die Jammergestalten zu sehen, schritt er dahin. Er war völlig schwarz gekleidet, man hätte ihn für einen Abbé halten können, fehlte ihm auch das Mäntelchen.

Gesenkten Hauptes ging er die Straßen entlang der Notre-Dame-Brücke zu. Hier schlug er die Augen auf und stand einem ehrbar gekleideten, jungen Weibe gegenüber.

„Bist Du schon lange hier?“ fragte er in leisem Tone.

„Noch keine zwei Minuten,“ lautete die Antwort.

„Wie ging das Geschäft, Sidi?“

„Es hätte besser sein können, Dominique.“

„Was nicht der Morgen bringt, schickt Gott am Abend — ich bin zufrieden.“

„Wieviel meinst Du gehört zur Zufriedenheit?“

„Für unsere jetzigen Verhältnisse leider wenig.“

„Gehen wir nach Hause? ich habe Lust ein Glas Wein zu trinken,“ meinte Sidi.

Der junge Mann bot ihr den Arm, und sie gingen rasch vorwärts. Ehe sie aber noch das Ende der Brücke erreicht hatten, legte sich eine Hand auf Dominique's Schulter. Zugleich hörte derselbe die Worte:

„Mein Herr, ist Ihnen eine Association gefällig?“

„Ich bin kein Mann von dieser Welt,“ antwortete Dominique in sanftem, demüthigem Tone. Dabei wandte er den Kopf. Ein hochgewachsener Herr in sauberer Tracht stand lächelnd vor ihm.

„Gewiß, gewiß,“ bemerkte derselbe, „ich habe schon seit einiger Zeit ihre Andachtsübungen beobachtet und erkannt, daß Sie der sind, welchen ich zum Genossen wünsche. Ist es Ihnen genehm, so folgen Sie mir mit ihrer jungen Schwester im Herrn. Es ist nicht weit

von hier, und ich hoffe, daß Sie meine Propositionen annehmbar finden werden."

„So bitte ich uns vorauszugehen."

Der Fremde schlug die Richtung nach der Rue Aubry le Boucher ein. Hier blieb er vor einem Hause von stattlichem Aussehen stehen und verschwand in demselben.

„Bist Du auf alle Fälle vorbereitet?" fragte Sidi.

„Sei unbesorgt," lächelte Dominique: „Hier nimm dies Packet und geh nach Hause. In vier Stunden bin ich bei Dir. Adieu."

„Und wenn Du in vier Stunden nicht da bist?"

„Hege keine Besorgniß, ich bin versehen."

Er drückte ihr die Hand, sie trennten sich. Dominique trat in das Haus, in das der Fremde gegangen war. Hier stellte sich ihm der Portier entgegen.

„Zu wem wünschen Sie?" fragte er.

„Zu dem Herrn, der soeben bei Ihnen vorbeigeschritten sein muß."

„Den Namen, wenn es Ihnen gefällig ist."

„Ist mir völlig unbekannt — ich bin zu folgen eingeladen."

„Ganz richtig, Pierre," tönte es die Treppe herunter: „Kommen Sie — drei Stiegen."

Der Portier trat zurück, der junge andächtige Mann kam der Weisung nach und befand sich nach zwei

Minuten dem Herrn, der ihn auf der Brücke angeredet, in einem Vorzimmer gegenüber. Und doch konnte dieses Gemach, trotzdem daß es nur zwei Stühle als Möbel enthielt, kein Vorzimmer sein; da sich nur eine Thür zeigte, durch welche Dominique eingetreten war.

„Frommer Bruder,“ sagte lächelnd der Fremde: „wo haben Sie Ihre würdige ernste Schwester?“

Cartouche erwiderte mit Salbung: „Mein Herr, diejenige, welche Sie an meiner Seite sahen, steht mir näher, als eine Schwester — sie ist mein Weib, das zu wenig weltlich, um eine Einladung annehmen zu können. Und nun, mein Herr,“ fuhr er fort, indem er den frömmelnden Ton plötzlich fallen ließ und sich stolz aufrichtete, „darf ich fragen, was mir die Ehre verschafft, von Ihnen eine Einladung erhalten zu haben. Hoffentlich haben Sie nicht ihr bloßes Spiel mit mir treiben wollen. In gewissen Punkten bin ich sehr ernsthafter Natur.“

„Junger Mann, drohen Sie hier nicht, wo Sie in meiner Gewalt sich befinden,“ versetzte der Andere.

„Oder Sie in der meinigen.“

„Wie meinen Sie das?“

„So.“ Dominique zog rasch ein sauber gearbeitetes Taschenpistol hervor und richtete es auf den Fremden.

Derselbe erbleichte, dann lächelten wieder seine Züge: „Bravo! so habe ich Sie mir gedacht; nicht nur ge-

schickt, sondern auch entschlossen. Setzen Sie Ihr Pistol in Ruh; hier brauchen Sie es nicht. Da ist meine Hand, die Sie nicht ausschlagen werden, Sie Meister aller Taschenspieler. O, verstellen Sie sich nicht weiter gegen einen Freund. Joseph Lami kommt Ihnen mit Aufrichtigkeit entgegen." Er breitete seine Arme aus.

Dominique zauderte: „Und darf ich fragen, was Sie sind."

„Freund, dasselbe was Sie und Tausende in Paris. Ich lebe auf Anderer Kosten — das Wie muß der Augenblick bringen. Die Welt nennt unser Treiben Gaunerei, Dieberei, Raub."

„Und Sie suchen den Compagnon bei einer Unternehmung?" fragte Cartouche: „Wenn sie Gewinn verspricht, ich bin dabei. Eins muß ich Ihnen aber zuvor in das Gedächtniß führen, daß Compagnons eigentlich nur eine Person ausmachen und daß das Verderben des einen Gliedes, wenn der Verrath mitspielt, das Verderben des anderen herbeiführen muß. Bei jeder Association muß die Treue gegen einander das Band sein, welches die Mitglieder umschlingt. Wehe ihm, der sie verletzt."

„Wehe ihm, der sie verletzt," wiederholte Lami: „O, ich habe mich nicht in Ihnen geirrt."

Die Beiden schüttelten sich herzlich die Hand. Dann sagte Lami: „Sie irren sich, wenn Sie im Glauben

sind, daß ich nur eine Association im Kleinen erstrebe Ich glaube, daß die Geschäfte einer großen Verbrüderung, wo Jeder seine Kräfte darbringt, weit einträglicher und sicherer sein müssen, als wenn Jeder auf seine eigene Faust sich beschäftigt. Der Einfluß einer solchen Verbrüderung würde groß sein."

„Gewiß, gewiß," bemerkte Cartouche nachdenkend: „Was der Kraft des Einzelnen widersteht, der Gewalt der Gesammtheit unterliegt es. Ha, mit tausend Männern wie ich will ich der eigentliche König von Frankreich sein. Wo aber solche Männer finden, die fern der Selbstsucht sich dem großen Ganzen weihen, besonders unter uns? Verrath und Treulosigkeit sind den Abenteurern eigen, die echten Gefühle der Freundschaft, der Aufopferung des eigenen Vortheils, wenn es das Ganze betrifft, werden sich nur bei Wenigen finden."

„Und doch glaube ich schon einen gelungenen Anfang gemacht zu haben," versetzte Joseph Lami: „Sie werden sehen. Treten Sie ein."

Er berührte an einer Stelle die Holzverkleidung der Wand. Dieselbe schob sich zusammen, daß sich ein geräumiger Durchgang nach anderen Räumlichkeiten zeigte. Cartouche betrat dieselben — Lami schloß hinter sich die verborgene Thür.

„Sie befinden sich jetzt nicht mehr in dem Gebäude, welches sie vorhin betreten haben," sagte er: „Sie sehen,

daß ich Vertrauen zu Ihnen habe, ich zeige Ihnen die Geheimnisse unseres Fuchsbaues."

Er ging auf eine große Nische zu, ersuchte Dominique ebenfalls hineinzutreten und ihn zu umschlingen. Darauf drückte er an eine verborgene Feder in der Mauer. Ein Geräusch, als ob eine Uhr aufgezogen wurde, ließ sich hören, dann ging es in die Tiefe, wo Beide dichte Dunkelheit umgab.

„Halten Sie meine Hand fest, ich werde Sie führen." Die Beiden durchschritten einen ziemlich langen, engen, dunklen Gang, stiegen dann eine Treppe hinan. Eine Thür öffnete sich; sie traten in ein von mattem Tageslichte erhelltes Zimmer. Aus einem Nebengemache schallte Gelächter.

„Geduldén Sie sich einen Augenblick — ich werde Sie sogleich einführen."

Cartouche blieb in dem Zimmer allein und hatte Muße sich darin umzuschauen. Ein Trödelladen kann schwerlich einen so mannigfaltigen bunten Anblick darbieten, wie sich hier zeigte. Die heterogensten Dinge waren unter einander gewürfelt. Da ein Shawl neben einem Galanteriedegen, hier der Rock eines Cavaliers bei einem Tabouletkasten, in jener Ecke ein silberner Tafelaufsatz und alte Koffer und Felleisen, in der anderen wieder zusammengeschnürte Betten und Waffen aus verschiedenen Zeiten. Das Licht, welches dieses Zimmer

erhielt, fiel durch ein Fenster, das auf einen kleinen, völlig einsamen Hof ging, wenn man so den kleinen Raum nennen darf, der kaum zwölf Fuß breit und lang sein mochte. Das Zimmer befand sich zur ebenen Erde.

Nur wenige Minuten war Lami entfernt, da öffnete sich die Thür und er lud Dominique ein, in die Gesellschaft zu treten. Dieser kam der Einladung nach und fand sich vier Männern und zwei Damen gegenüber.

„Tausend Donner," rief Einer der Herren, der sich in prächtiger Toilette befand: „das ist ja mein kleiner Dominique. Herzensbruder, an meine Brust."

„Du, Orgowani, in Paris?"

„Was, Orgowani? — das war einmal gut, da die Geschäfte — —"

„Also Baron von Osmond."

„Der hat ja in den Flammen von Massard seinen Tod gefunden. Nein, ich habe meinen alten Namen wieder angenommen. Cartouche, der Vicomte von Villebrais hat die Ehre Dich zu umarmen." Sodann wandte er sich zur Gesellschaft: „In der That, meine Herren und Ihr holdseligen Nymphen, unser Lami hat nicht allein nicht zu viel von diesem Jüngling Euch vorgeschwatzt, sondern viel zu wenig. Hat er ihn Euch nur als geschickten Taschenleerer empfohlen, so füge ich

noch hinzu, ich bin stolz darauf, der Lehrer dieses frühreifen Genies zu sein. Da ist der Arm, der nicht vor dem Stoße zurückschreckt, da ist der Fuß, der kaltblütig über die nothwendige Leiche dahinschreitet, da ist der Kopf, der nie an Entwürfen arm ist. Wahrlich, Ihr Männer mögt in Eurem Fache recht geschickt sein; aber Jeder von Euch wird hier seinen Meister finden. Lächele nicht, Grisset! Du wirst Dich bald von der Wahrheit meines Wortes überzeugen. O, ich könnte Euch Abenteuer von ihm erzählen, die Alles verdunkeln, was bisher zu Euren Ohren gedrungen, in Eurer Einbildungskraft entstanden ist. Beim Himmel, wenn wir lang mit unseren Thaten vergessen sind, wird man sich noch seiner erinnern, Deiner, Dominique Cartouche."

Die Lobrede, die der Lehrer seinem Schüler gehalten, verfehlte nicht ihren Eindruck; freilich war derselbe nicht so allgemein in dem Sinne, wie der Sprecher es beabsichtigt hatte. Nur die beiden weiblichen Wesen blickten mit Bewunderung auf den Eingeführten; die drei Herren trugen um ihren Mund einen Zug, wie ihn der Neid entstehen läßt, oder der Spott, oder die Vermischung von Beiden. Den Empfindungen gab der Eine sogar in Worten Ausdruck, ein Mann von untersetztem, starkem Körperbau in der Tracht der Arbeiter.

„Villebrais, es scheint, als nähmest Du ganz in dem Maße Deiner Figur den Mund voll. Gern

glauben wir, daß Joseph sich nicht geirrt hat, daß unsere Verbrüderung ein brauchbares Glied in Deinem früheren Schüler erhält, und ich reiche ihm deshalb gern die Hand; sehr unrecht hast Du aber, wenn Du unsere Leistungen über die Achsel ansiehst. Ich will Dich nicht beleidigen, aber ich frage, ob einer je der Verbindung mehr genützt als ich, selbst unseren Lami nicht ausgenommen. Ich bin nicht so jung, als Dein Schutzbefohlener, zweifele aber darum, daß ich deßhalb weniger Erfahrungen gesammelt habe."

Villebrais zog die Augenbrauen zusammen; ehe er jedoch ein Wort gesprochen, hatte Dominique begonnen: „Wohlgesprochen, Freund; aber noch besser gedacht als gesprochen! Was Ihr an mir haben werdet, wird die Zukunft lehren, und es ist mein Schade, wenn mein alter Freund zu viel gelobt hat; ebenso wird es sich zeigen, ob ich von Euch Vortheil habe. Das kann ich Euch jedoch versichern, daß Ihr nie eine Ueberhebung bei mir wahrnehmen werdet, daß ich — sollte ich mehr leisten als ein Anderer — nicht darauf pochen werde. Will dieser Bund nicht zerfallen, so bedarf er entweder des völligen Sichhingebens jedes Einzelnen für denselben, ohne egoistischen Grund, ohne neidische Selbstsucht, — oder der einheitlichen Kraft eines Oberhauptes. Glaubt nicht, daß ich dies Letztere Euch anempfehle; auch im ersteren Falle kann diese Verbrüderung ge-

deihen und für jeden Einzelnen Frucht bringen. Darum auch werde ich mich ihr anschließen, darum auch reiche ich Euch als Freund die Hand."

„Wir werden sie mit Freuden ergreifen," sagte Joseph Lami: „Zuvor, Herr Cartouche, treten Sie aber an diesen Tisch und geloben auf den Dolch Treue unserem Bunde, unter keinen Umständen Verräther an ihm zu werden, mögen auch Folter und Galgen drohen, wie auch gegen jeden Einzelnen dieselbe Gewissenhaftigkeit zu bewahren. Ich werde Ihnen die Formel vorsagen."

„Und wer rächt den Eidbruch?"

„Jeder Einzelne ist dazu verpflichtet."

„Schön. Mag jedes Einzelnen Dolch mich treffen, wenn ich je Verräther werde, wie ich Jeden vernichten werde, der sich dieses Vergehens schuldig macht." So einfach die Worte gesprochen waren, solchen tiefen Eindruck machten sie auf Alle — es war die Wahrheit des Ausdrucks, welche tief in das Herz der Abenteurer drang.

Dominique leistete den Eid, der ihn den übrigen Gaunern verband. Darauf küßte ihn Lami und stellte ihm seine Genossen vor.

„Hier unsere Perle, Fräulein Marguerite — manchmal auch unter anderem Namen — ein Mädchen von ungeheurer Unschuld und Tugend, Tochter einiger Dutzend Väter, prächtig gebaut, von hübschem Gesichte, wie Sie

sehen, und gegen Freunde nicht allzu grausam. Dabei gute Tänzerin und vollendete Sängerin. Ihre dunkeln Augen haben als Irrlichter schon manchen Gimpel in unser Netz geleitet."

Marguerite war in der That eine Schönheit von mittlerer Größe und üppigen, reizenden Formen. Größer und magerer, wie auch älter und muskulöser gebaut war ihre Freundin, Madame Adelaide, die Joseph Lami folgendermaßen vorstellte:

„Hier unser Juwel, Madame Adelaide, wohlerzogene Tochter redlicher Eltern aus dem Bürgerstande, die so einfältig waren, ihr das Haus zu verschließen, nachdem sie mit ihrem Geliebten, unserem Grisset, in einem Bett angetroffen war und der Herr Papa sich überzeugt hatte, daß Beide mit dem Priester nicht gern viel zu thun haben wollten. Madame Adelaide hat dann eine Erziehungsanstalt für wohlgebildete Töchter gegründet, wo sich dieselben prächtig amüsirt haben. Da kam die Justiz, und unser Juwel zog sich auf's Land zurück. Nach Paris zurückgekehrt, hat sie ihren wahren Wirkungskreis in unserem Bunde gefunden, erspäht als anständige Frau die Gelegenheit und versteht den Handel mit gewissen Dingen aus dem Grunde — Herr Cartouche, Sie werden sie als eine wahre Freundin stets erkennen."

„Hier," fuhr Joseph Lami fort, „zeigt sich Ihnen

der unübertreffliche Grisset, dessen ich schon erwähnt habe: ein Mann, dem die Bonhommie aus den Augen leuchtet, wie geschaffen, um zärtliche Väter, solide Kaufleute und dergleichen mit ungemeiner Virtuosität und seltener Täuschung zu spielen: ein Talent, das Molière würde für die Bühne gewonnen haben."

Wie bei den Damen wechselte Cartouche einige verbindliche Worte mit Grisset. Mit Uebergehung Orgowani's oder des Vicomte de Villebrais, wie er sich jetzt nannte, ging Joseph zu dem Manne in der Arbeitertracht über.

„Bras-de-fer, Herr Cartouche, ist der Beiname, welcher diesen, unseren Freund, charakterisirt. Kraft und Muth paaren sich in ihm zu schönster Harmonie. Wo es gilt ein Schloß kunstgerecht aufzubrechen, da steht er auf seinem Felde, der Meister der Brechstange und des Nachschlüssels. Er schreckt nicht zurück, auf der Landstraße sein Brod zu finden, wie auch drei Gegner niederzuschlagen. Dabei ist er ein großer Weinkenner, daß man glauben sollte, er sei deutschen Ursprungs."

„Und das ist er auch, Joseph, wie ich Dir schon manchesmal erzählte. Herr Cartouche, ich hoffe, daß Sie mich in der Noth als den Mann erkennen werden, der sich nützlich zu machen versteht, und wenn es sein muß, für seine Freunde durch das Feuer läuft. Was

mir Villebrais, während Sie mit Grisset und Marguerite und Adelaide sprachen, mitgetheilt hat, läßt mich Ihnen mit Hochachtung die Hand schütteln. — Nun aber fahre fort, Joseph, ehrlicher Mann, Du darfst Dich nicht vergessen."

„Wenn auch kein ehrlicher, so doch unglücklicher Mann, Bras-de-fer, der aber seinen Humor nie verloren. Ja, Herr Cartouche, es ist ein eigen Ding mit mir. Der Joseph Lami hatte einstmals ein Geschäft, das ihn und sein Weib redlich ernährte. Da hatte meine Rahel eine Liebschaft und betrog mich mit einem Schufte, der ihr eine Schnur echter Perlen geschenkt. Ich wollte nicht zurückstehen, ich legte ihr eine andere Schnur um den Hals, und da sagte man, ich hätte sie umgebracht und hetzte mich wie ein wildes Thier, aber die Zufriedenheit mit dem, was ich gethan, haben sie mir nicht herausgehetzt. Seitdem — es sind nun so sechs Jahre — hat mich die Vorliebe zu Perlen und dergleichen nicht verlassen, uud manchmal kommt es förmlich über mich, an verrätherischen Weibern das zu thun, was Apollo dem Marsyas soll gethan haben, wie die Fabel erzählt."

„Und dem Reichen das überflüssige Gold abzunehmen, womit sie Unheil stiften," fügte Dominique hinzu, ihm herzlich die Hand drückend.

In dem Charakter Lami's lag mehr Imposantes,

als in dem seiner übrigen Genossen, das fühlte Cartouche: eine Tragik, die ihn rührte — die Anderen waren Gauner und Bösewichter; Joseph ohne die Talente selbst, welche er an den Anderen gerühmt hatte, ein Mann, der mehr das Interesse erregte als sie. Von Allen hatte er allein das Recht, die Menschen zu verabscheuen, wenn dies überhaupt stattbar ist.

„Und ich, meine Damen und Herren," wandte sich Cartouche an seine jetzigen Genossen: „Und ich, Dominique Cartouche, bin ein ehemaliger Jesuitenschüler, Bohémien, Brandstifter, Abenteurer und Taschendieb. Sie werden begreifen, daß ich mich geehrt fühle nnter Gesinnungsgenossen zu sein, zu Ihrer Verbindung zu gehören." — — — — — — — — — — — —

Als Dominique in seine Wohnung kam, fand er Sidi in großer Aufregung. Ein junger Mann, ein Recrut der königlichen Garde, des Elitecorps, das nur aus Edelleuten gebildet war, hatte sie angeredet. Sidi war kein Mädchen, welches sich die Blume der Unschuld bewahrt hatte, dieselbe war ihr längst entrissen, noch ehe Cartouche zu der Bande Orgowani's stieß; die Liebe, welche sie aber für Dominique empfand, hatte in einer Beziehung wenigstens veredelnd gewirkt. Mit Entrüstung hatte sie den Zudringlichen zurückgewiesen; vergebens waren aber ihre Bemühungen, um zu verhindern, daß er ihr nicht folge. So hatte er das

Haus entdeckt, wo sie wohnte, und Sidi war nun in Besorgniß, daß sie wie ihr Geliebter verrathen werden könnte.

„Nicht doch,“ tröstete Dominique, indem er sie in seine Arme schloß: „den Herrn Edelmann hat nur Dein hübsches Lärvchen bestochen und der Milchbart denkt bei Dir Gelegenheit zu galanten Abenteuern zu haben. Warte, Bürschchen, Du sollst erfahren, daß ich nicht mit mir scherzen lasse. Wir werden natürlich hier ausziehen, Sidi, daß Du Dich nicht ferner zu ängstigen brauchst.“

„Ach,“ klagte sie, „schon wieder keine Ruhe und ich werde doch bald der Ruhe bedürfen.“

„Wie meinst Du das, liebes Reh?“

Sie drückte sich fest an ihn, während sie gestand, daß sie sich Mutter fühle.

„Hei,“ schrie Dominique, „das ist ja ein Tag der Lust.“ Nun erzählte er ihr auch von der Genossenschaft, der er sich angeschlossen hatte. „Will's Gott,“ schloß er, „so hinterlaß ich meinem Jungen ein Königreich. Jetzt weiß man doch, wofür man arbeitet.“ — —

VI.

Der Generalpolizeilieutenant d'Argenson.

In seinem Zimmer ging der Generalpolizeilieutenant d'Argenson mit weiten Schritten auf und ab. Die Stirn dieses gewaltigen Mannes war mit Wetterwolken bedeckt, sein Humor dahin.

Zwei Herren befanden sich noch in dem weiten Arbeitsgemache des Allgefürchteten, beide mit ihm in gleichem Alter, beide wie er in sauberer, eleganter Toilette, wie es sich für die prächtige Räumlichkeit paßte, in der sie sich befanden. Wer das Kleeblatt gesehen, würde in ihm sicher nicht die geglaubt haben, aus denen es in der That bestand. Die Besucher des Herrn Generalpolizeilieutenants waren die hochgeachteten Parlamentsräthe Lefèvre und La Gule, zwei Männer, in ihren Bewegungen zierlich abgerundet, von höfischer Gewandt-

heit, wie auch in ihrer glänzenden Tracht den Hof der französischen Monarchen darstellend.

„Aber ist es möglich, Herr Generalpolizeilieutenant," sagte La Gule, „daß Ihrer Allwissenheit, Ihrem Eifer es nicht gelingen sollte, diesen Verheerungen ein Ziel zu setzen? Galgen und Rad sind nie so thätig gewesen, und die Verbrechen nehmen zu, wie die Köpfe der Hydra."

„Werther Freund," erwiderte d'Argenson, „die Zahl der Verbrechen ist es nicht, die mich erregt, die mir das Blut nach dem Kopfe treibt, die mich nervös und wie ein Fräulein von St. Cyr zimperlich macht. Möchten es doppelt, dreifach so viel sein, das würde mich weniger kümmern; aber es scheint sich eine Bande in Paris, unter meinen Augen gebildet zu haben, die allen meinen Spionen zu entdecken unmöglich ist und die schrecklichste Frechheit in ihren Unternehmungen an den Tag legt. Vergebens habe ich meinen Kopf angestrengt, um die Fäden in die Hand zu bekommen, vergebens arbeiten die Werkzeuge der Tortur; seit Jahresfrist steh ich wie vor einem verschlossenen Schrein. Ich bin in Verzweiflung. Gestern habe ich Seine Majestät ersucht mich meines Postens zu entbinden, den ich nicht mehr im Stande wäre zu führen. Majestät wie Frau Marquise von Maintenon waren sehr gnädig gegen mich, lobten meinen Eifer, ließen mich aber in einem Amte, das

mich zur Verzweiflung, zum Wahnwitz treibt. Wüßten wir, wo diese Schläge, die planmäßig sind, herkommen, die Gesellschaft sollte sich in Mäuselöcher verstecken können, ich würde sie auszufinden wissen, und wir würden bald im alten Gleise sein. Was helfen mir ausgestellte Belohnungen für Entdeckung dieses und jenes Einbruchs, dieser und jener Räuberei, wenn ich auf jede solche Ausschreibung auf diese oder jene Weise die Erklärung erhalte, daß man mir Dank sage für die Aufmerksamkeit, welche ich den Thätern erweise."

„Und diese Frechheit hat Sie nicht zur Auffindung des Thäters führen können?" fragte Lefèvre.

„Nein, Herr Parlamentsrath, ich habe alle Mittel erschöpft, die mir zu Theil geworden. Dreißigtausend Livres habe ich in einem Monat mehr für Spionage ausgegeben, als gewöhnlich."

„Sie haben Erklärungen erhalten — doch schriftliche?"

„Gewiß."

„Ist die Handschrift immer ein und dieselbe?"

„Meistentheils."

„Wollen Sie mir einige dieser Briefe zeigen?"

„Hier sind sie, lieber Parlamentsrath."

Lefèvre trat zu dem Tische, auf welchen d'Argenson ein Packet Briefe legte und schaute mit prüfenden Blicken auf die Schriftzüge. La Gule wie der General-

polizeilieutenant blickten erwartungsvoll auf das runde, weiße Gesicht mit den grauen, klugen Augen.

„Wahrlich,“ hob jetzt Lefèvre an, „da liegt viel Räthselhaftes in diesen Zügen, nicht weil sie verstellt sind — das würde mich weniger täuschen; aber weil der Schreiber bald mir wie ein Gelehrter, bald wie ein Kriegsmann, bald wie ein Handwerker, bald wie ein geborner Fürst erscheint. In der That, Herr Generalpolizeilieutenant, Sie haben einen intelligenten und vor nichts zurückschreckenden Gegner.“

In diesem Augenblick trat der Kammerdiener des ersten französischen Sicherheitsbeamten ein und meldete den Herrn de Villeneuve.

„Kennen Sie ihn?“ fragte d'Argenson die Parlamentsräthe. Beide verneinten.

„Sie werden in ihm den Mann finden, den die Sicherheit nicht hoch genug halten kann. Dieser junge Edelmann hat die besten Anlagen mein Nachfolger zu werden. Ich habe ihn in den sechs Monaten, in denen ich ihn zu kennen die Ehre habe, öfter in meinen Kreis gezogen und einen selten scharfen Blick wie auch glückliche Combinationsgabe an ihm kennen gelernt. Erlauben Sie, daß ich den Herrn Ihnen vorstelle.“

Er winkte, der Kammerdiener ging — eine Minute später trat Ernst de Villeneuve ein.

Der Generalpolizeilieutenant machte die Herren mit einander bekannt, sodann kam der junge Edelmann auf den Zweck seines Besuches.

„Ich glaube den Zielpunkt gefunden zu haben," sagte er, „auf den wir zugehen müssen, wollen wir Herr über die Verbrechen und ihre Urheber werden, die Ihre Aufmerksamkeit, Herr d'Argenson, in so hohem Maße erregt haben."

„Den Zielpunkt?!" rief dieser: „Reden Sie, reden Sie, theuerster Freund."

„Sie erinnern sich, daß Sie mir die Schreiben zeigten, welche Ihnen förmlich Hohn entgegensetzten."

„Jene Schreiben! Ganz richtig, ganz wahr. Da liegen sie. Herr Parlamentsrath Lefèvre hat sie sich eben angesehen. Der Herr Parlamentsrath ist ein Handschriftenkenner comme il faut."

„Sehr gut, so trifft es sich herrlich — wir werden dann sehr leicht zum Abschluß kommen."

„So reden Sie, theuerster Freund — wir sind auf Ihre Berichte gespannt."

Statt der Antwort zog Villeneuve ein zierlich zusammengefaltetes Schreiben auf rosa Papier hervor und überreichte es d'Argenson. Dieser nahm den Brief und gab ihn dem Parlamentsrath.

„Von einer und derselben Hand," lautete Lefèvre's Gutachten.

„Und wo — wo haben Sie den Brief her?“ fragte der Generalpolizeilieutenant.

„Haben Sie den Inhalt gelesen?“

„Gewiß! Es ist ein Drohbrief an den Banquier Van der Staak. Das erste Mal, daß dies mit meinem Wissen geschehen. Wenn Sie ihn nur von dem Empfänger besitzen, so wird der Sache wenig geholfen werden. Aber Sie haben Recht, so klug die Schurken sind, vielleicht gehen sie in die Falle und lassen sich am Pont neuf ergreifen.“

„Das wird nicht nöthig sein; wir haben die Ueberbringerin angehalten,“ erwiderte Ernst.

D'Argenson machte einen Luftsprung: „Wie war das möglich?“

„Nur durch Zufall. Van der Staak ist mein Banquier. Vor einer Stunde oder etwas drüber wollte ich zu ihm. Dem Portier übergiebt eben eine Dame mit freundlichem Lächeln dieses Schreiben. Neugierig, ob sie hübsch oder häßlich, neige ich mich vor und sehe so die Handschrift der Adresse. Ich frage nun, wer sie sei. Eine ziemlich kurze Antwort, und das in der That reizende Geschöpf will verschwinden. Dazu ließ ich es aber nicht kommen, und — wir haben sie fest. Ich bin überzeugt, daß sie einem Gefährten keinen Wink geben konnte und gegeben hat. Das ist die einfache Lösung des Räthsels.“

„Bravo, bravo! Sie sind mein Schutzengel, Herr Villeneuve." Er klingelte — ein Diener trat ein. „Ein stark verschlossener Wagen, als wäre er für mich, nicht auffallend — Zwei Polizeidiener darin. Rasch. Herr de Villeneuve, Sie escortiren wohl freundlichst das Mädchen hierher?"

Der junge Edelmann verbeugte sich und ging.

„Meine Herren Parlamentsräthe, wollen Sie beiwohnen, wie ich solche Subjecte verhöre?"

„Sie werden doch nicht die Folter anwenden?" fragte La Gule mit gerunzelter Stirn.

„Nein, Werthgeschätztester," lachte d'Argenson, „das Ausrecken der Glieder, den spanischen Stiefel, die Daumschrauben, die Wasser- und Feuertortur überlasse ich den Gerichten — bei weiblichen Wesen hilft die Ruthe — das habe ich erprobt. Nur ein wenig Baumwolle muß man sich in die Ohren stecken. Hector!"

Der Diener erschien wieder. D'Argenson flüsterte ihm etwas zu, und lud sodann die Parlamentsräthe ein, ihm zu folgen.

Nach Verlauf von einer halben Stunde stand in einem kleinen Gemach zur ebenen Erde, das auf einen Hof hinausging, Fräulein Marguerite vor dem Generalpolizeilieutenant. Sie war wie eine Dame von Stand gekleidet.

„Du hast diesen Brief bei Van der Staak abgegeben?“ fragte d'Argenson.

Sie warf den Kopf in die Höhe: „Diesen Brief? Es scheint nicht der meinige zu sein. Wollen Sie ihn mir übergeben, daß ich sehe, ob er es ist? Ich begreife auch gar nicht, wie man mit mir verfährt, wie ich nicht weiß, wer Sie sind, wer diese Herren. Man hat mich auf unverantwortliche Weise gequält, mich wie eine Dirne behandelt, wie eine Verbrecherin, mich durchsucht. Aber noch giebt es in Frankreich Gerichte.“

„Du würdest besser thun nicht diesen Ton mir gegenüber anzuschlagen. Ich bin der Generalpolizeilieutenant.“

„Dann ist es gut,“ erwiderte Marguerite, „dann bin ich frei. O, Herr d'Argenson, Sie werden mich aus den Händen meiner Feinde retten, meine Tugend schützen. Jetzt bin ich ruhig.“

„Was soll das? ich begreife kein Wort.“

„Aber Sie werden es sogleich. Herr Generalpolizeilieutenant, kennen Sie jenen Herrn?“

„Allerdings, es ist der Herr de Villeneuve, mein höchst liebenswürdiger Freund.“

„O, Sie würden ihn nicht liebenswürdig heißen, nicht Ihren Freund, kennten Sie ihn genau. Frei will ich reden, ihm es in das Angesicht schleudern, daß er ein Schurke ist, der mich verderben will. O, mein

Gott.“ Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen und schluchzte heftig. Der erste Polizeibeamte Frankreichs sah betroffen auf den jungen Edelmann und sagte dann zu Marguerite:

„Beruhigen Sie sich. Wenn Sie ohne Schuld, werden wir Sie nicht weiter belästigen.“

„Und was wird mit dem Schuldigen, dem Nichtswürdigen geschehen?“ fragte Sie unter Thränen: „Ha, ich will ihn entlarven, ihn, der mir überall nachstellt, der empört über meine Zurückweisung mir Rache geschworen. O pfui! pfui! sich an ein armes schwaches Mädchen rächen. Was kann ich dafür, daß ich nicht häßlich? Ach, daß ich gestorben wäre, ehe ich diesen Tag erlebt hätte!“ Wieder erstickten Thränen ihre Stimme.

Verlegen schaute d'Argenson vor sich hin und rieb sich die Stirn. Die Gefangene spielte ihre Rolle so meisterhaft, daß er getäuscht war. Auch die Parlamentsräthe steckten die Köpfe zusammen und schielten den jungen Edelmann von der Seite, nicht mit den günstigsten Blicken an.

Dieser war aufgesprungen. „Lügnerin! verdammte Lügnerin!“ schrie er wüthend.

„O, schützen Sie mich,“ rief sie erschreckt auf d'Argenson losstürzend und ihn mit ihren Armen umschlingend: „Schützen Sie mich! er will mich morden.“

„Haben Sie keine Furcht, Mademoiselle,“ sagte der Generalpolizeilieutenant: „ich stehe dafür, daß Sie von dem Herrn de Villeneuve nicht belästigt werden. Mein Herr, ich verweise Sie zur Ruhe.“

„Hat es doch fast den Anschein, als glaubten Sie den Lügen dieser Landstreicherin,“ versetzte Villeneuve.

„Sind die Worte dieser jungen Dame schon widerlegt worden?“ entgegnete d'Argenson.

„So habe ich hier nichts weiter zu thun und kann mich entfernen,“ bemerkte im bitteren Tone der junge Edelmann und machte einige Schritte dem Ausgang zu.

In diesem Augenblicke schoß ein eigenthümlicher Gedanke durch d'Argenson's Hirn: „Wenn Villeneuve der Schreiber dieses Briefes gewesen, so mußte er ein Mitglied jener Bande sein, welche der polizeilichen Gewalt so lange gespottet hatte.“ Kaum war ihm dieser Gedanke aufgetaucht, so erhob er sich rasch. „Bleiben Sie im Namen des Königs!“ donnerte er: „Sie sind mein Gefangener.“

Villeneuve griff nach seinem Degen: „Noch nicht.“ D'Argenson zog die Glocke. Vier Diener der Polizei traten ein und wurden angewiesen sich des jungen Mannes zu bemächtigen.

Das Laster hätte fast den Sieg davongetragen; und unwillkürlich überflog die Züge Marguerite's ein trium-

phirend höhnischer Zug. Das rettete Villeneuve; Lefèvre hatte das Lächeln bemerkt.

„Haltet an!“ rief er: „Herr d'Argenson, eine Komödiantin hat Sie getäuscht, eine Verbrecherin hält Sie in ihren Armen.“

„Was? wie?“ Und der Generalpolizeilieutenant machte sich aus den verführerischen Umschlingungen frei.

„Ich eine Verbrecherin? O Gott!“

„Ich stehe dafür,“ versetzte Lefèvre: „Lassen Sie sie untersuchen ob sich keine Beweise finden. Sie hatte auch mich fast geblendet.“

D'Argenson gab ein Zeichen — die Polizisten ließen von Villeneuve ab und warfen sich auf das Mädchen. Aber Marguerite war keine zu verachtende Gegnerin. Da sie sah, daß ihre Bitten und Thränen nichts mehr erreichen würden, verwandelte sich die Taube zur wilden Katze, zur Tigerin.

Einen Moment bildete die Gruppe einen wüsten Knäul, aus dem hin und wieder ein wilder Fluch eines Polizeidieners schallte, den das Weib in die Hand gebissen hatte; dann löste er sich, Marguerite war besiegt und gebunden. Der Eine ihrer Angreifer blutete im Gesicht, ein Anderer an der Hand, die Schärfe ihrer schönen Zähne hatte sich bewährt.

„Ruthen der Bestie!“ befahl d'Argenson.

Sie waren zur Hand, im Nu war das Mädchen

entkleidet und die großen Bündel Birkenruthen fielen, von kräftigen Fäusten geführt, auf den schönen reizenden Körper. Stöhnen, Gekreisch! das Blut floß. Der Generalpolizeilieutenant winkte, die Execution zu unterbrechen.

„Willst Du gestehen, wo Du den Brief erhalten? wer Deine Gefährten sind?"

„Gnade! Gnade! ich weiß von keinem Brief," schrie das leidende Mädchen.

„Weiter!" Und wieder fielen die Schläge. Marguerite's Körper zuckte krampfhaft, die Parlamentsräthe und Villeneuve wandten sich mit Schauder ab. D'Argenson bemerkte es.

„Willst Du bekennen?"

„Ja, ja," schrie die Gemarterte: „Alles, alles!"

Die Gemißhandelte verrieth die Ihren bis auf Lami und Cartouche.

„Nun, Herr Parlamentsrath La Gule, ist meine Methode nicht praktisch," fragte d'Argenson.

Statt des Parlamentsrathes erwiderte Villeneuve: „Sie hat mir den Genuß am Polizeiwesen verleidet. Ich wollte, ich hätte nie den Brief entdeckt, das arme, schöne Mädchen."

„Sie werden anders über das Weib urtheilen, wenn Ihr Blut sich abgekühlt hat," versetzte der General-

polizeilieutenant: „ich gebe Ihnen zu, meine Methode ist ein wenig hart; die Folter ist aber schlimmer.“ —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Die Nacht war angebrochen. In dem Zimmer, wo Cartouche dem Bunde beigetreten, waren die Mitglieder desselben mit Ausnahme Marguerite's versammelt. Ihr Ausbleiben um jetzige Zeit erweckte die Besorgniß Aller.

„Wird man sie ergriffen haben?“ lautete die nicht angenehme Frage.

„Es mag sein,“ erwiderte Orgowani oder Villebrais; „aber das wird uns wenig schaden, das Mädchen hat Charakter, es wird uns nicht verrathen.“

„Herr d'Argenson hat eine eigene Manier, Geständnisse zu erpressen. Ihr kennt dieselbe. Wird Marguerite's Körper die Qualen aushalten? Ich selbst habe einmal vor dem Generalpolizeilieutenant gestanden und weiß, daß die Narben heute noch nicht entschwunden sind,“ sagte Adelaide

Eine tiefe Pause entstand, Jeder fühlte eine Beklemmung. Endlich gab Dominique diesem Gefühle Ausdruck.

„So sind wir hier, so sind wir in unseren Wohnungen nicht sicher. Suchen wir uns andere, einen anderen Mittelpunkt. Wir lassen manches zurück. Mag es. Bewaffnen wir uns und zerbrechen wir den Kreis,

welcher uns vielleicht schon umschließt. Wenigstens lebendig sollen sie mich nicht bekommen."

„Ich glaube es nicht," nahm Bras-de-fer das Wort, „daß Marguerite bekannt hat; die Schergen wären schon da. Ist es denn überhaupt gewiß, daß das Schlimmste eingetreten?"

„Warum ist sie nicht zur Stelle?" versetzte Madame Adelaide.

„Bah!"

Der Ton einer Glocke ließ sich in der Entfernung hören.

„Da ist sie."

„Oder der Feind, die Polizei," rief Cartouche.

„Ja, die Polizei, die Schützen."

„Durch die Niederlage, den Gang!"

Bei der wilden Flucht, womit die Anderen dem verborgenen Gange, der seinen Ausweg nach der Rue Aubri le Boucher hatte, betheiligten sich weder Cartouche noch Lami. Letzterer hatte Dominique an die Hand gefaßt.

„Folge mir, Bruder."

Er riß das Fenster auf und sprang auf den kleinen Hof hinaus. Dominique folgte.

„Und die Anderen?" erinnerte er.

„Sie sind ihrem Schicksal verfallen. Vorwärts!"

Hinter ihnen krachten Schüsse, wildes Kampfgetöse.

Joseph Lami öffnete eine Thür, eine Treppe zeigte sich — sie flogen dieselbe empor — eine Leiter — die Beiden klommen hinan; Lami lauschte. Das Getöse dauerte fort.

„Bras-de-fer macht ihnen Arbeit,“ lächelte er, „das rettet uns. Vorwärts! Wir müssen diese Galerie entlang kriechen, dann rechts auf die Dächer. So werden wir zu dem Zimmer eines Mädchens gelangen, das ich kenne. Das gute Geschöpf wird uns aus der Gefahr helfen.“ —

Lami hatte Recht, Bras-de-fer machte den Polizeisoldaten Arbeit, und nicht er allein vertheidigte sich verzweifelt. Als er in die Niederlage stürzte, war diese schon von der Maréchaussée besetzt, die leise durch den unterirdischen Gang sich genaht hatte. Drei Polizeisoldaten warfen sich auf ihn — er schleuderte sie zurück, riß seine Waffen heraus und hieb und schoß verzweifelt um sich. Auch Orgowani schlug sich mit einer Kraft, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Der Muth der Verzweiflung hatte ebenfalls Griffet und Madame Adelaide ergriffen. Ein wirres Handgemenge, ein wildes Durcheinander herrschte an fünf Minuten. Hier das Aechsen eines Verwundeten, dort ein gellender Sterbelaut. Endlich hatte die Uebermacht gesiegt.

Auf dem Kampfplatze lag mit gespaltenem Haupte Madame Adelaide, eine Kugel im Herzen Orgowani,

mit den gebrochenen, weit aufstehenden Augen dem Feinde gleichsam noch drohend. Auch Grisset befand sich nur als halbe Leiche in den Händen der Häscher — in wenigen Minuten verschied er. Der Einzige, der lebend ergriffen war und der wild an seinen Banden riß, war der Deutsche. Wäre er nicht ausgeglitten, hätten noch mehr Polizeisoldaten seine wilde Stärke empfunden, die ihrer zwei schon in das Schattenreich gesendet, zwei zu Krüppeln gemacht hatte.

Bras-de-fer war vierfach verwundet; aber die Verletzungen waren nicht tödtlich. Man schleppte ihn in's Freie, warf ihn in ein bereitstehendes Fuhrwerk und fuhr ihn in das Chatelet. Ehe er dasselbe erreichte, war er aber todt. Wie er Gelegenheit hatte, das Fläschchen zu leeren, welches man bei ihm fand, ist ein Räthsel geblieben.

Herr d'Argenson jubelte, daß die Bande, welche seinen Nachforschungen bisher entgangen war, vernichtet sei; er ahnte nicht, daß die beiden gefährlichsten Verbrecher sich gerettet hatten. Die gepeitschte Marguerite hatte vier Mitschuldige genannt, vier Leichen waren da, es konnte demnach keiner der rächenden Nemesis entgangen sein. Hätten Cartouche und Lami gewußt, daß der Generalpolizeilieutenant von ihrer Existenz keine Ahnung hatte, sie wären in Paris geblieben; so hielten

sie es für das Beste, sogleich in die Provinz zu fliehen und diese zum Schauplatz ihrer Thaten zu machen.

Ehe Dominique die Umgegend von Paris aber gänzlich verließ, ging er nach Meudon, wo Sidi mit ihrem Kinde lebte. Er hatte seinen Ueberfluß ihr immer übergeben, so daß er sie vor Noth gesichert wußte; der Vater wollte seinen Sohn noch einmal umarmen.

„Du bleibst mir doch treu?“ sagte Sidi beim Abschied.

„Närrchen,“ antwortete er scherzend.

„Und sehen wir uns wieder?“

„Wenn nicht der Tod mit mir Hochzeit hält, ja.“

„Nun, mit dem wollte ich Dich lieber kosen sehen, als mit einem Weibe — — Dominique, wenn der Gedanke mich packt, daß Du mir untreu werden könntest, so vermöchte ich unser Kind zu tödten, so ergreift mich eine Wuth — —“

„Nimm Dich vor Wahnsinn in Acht, Sidi, daß Du nicht Dich, nicht unseren Knaben verderbest. Nimm Deine Zunge wahr, daß es nicht — — Niemand kennt Deinen Aufenthaltsort. Vorsicht und Dir droht keine Gefahr. Leb wohl! Auf Wiedersehen.“ — —

VII.

Zurückgekehrt.

Monate waren verflossen, und Sidi hatte nichts von dem Vater ihres Sohnes vernommen. In banger Sorge lebte sie um den Geliebten. Wie oft saß nicht das junge Weib an der Wiege ihres kleinen Dominique und weinte heiße Thränen um den Abwesenden. War er in die Hände der Gerechtigkeit gefallen, eingekerkert, oder — sie schauerte es zu denken — gerichtet? Kaum konnte sie noch zweifeln, daß er zu den Todten zählte, wäre es ihm sonst möglich gewesen, so lange von seinem Kinde entfernt zu sein, dessen sie keinen Augenblick entbehren mochte.

Sidi dachte wenig an ihre Zukunft; in dieser Beziehung hatte die Sorge keine Macht über die frühere Abenteurerin, ob diese sich sonst auch geändert hatte. Für Jahre hinaus reichte bei ihrem zurückgezogenen Leben dasjenige, was sie besaß, und sonst war die Bohé-

mienne ja gewohnt gewesen, kaum an den morgenden Tag zu denken. Es waren keine eigennützige, selbstsüchtige Thränen; sie galten dem tief empfundenen Verlust des Geliebten.

Wieder war es Sommer, an einem Juniabend. Die Mutter saß mit dem Kinde am offenen Fenster und sah thränenfeuchten Auges in die Abendröthe, während das Kind auf ihrem Schooße lächelnd spielte. Da sprengte ein Reiter die Straße daher und hielt vor dem Hause, die noch immer schöne Träumerin mit der Frage erweckend, ob er hier bei Madame Sidi Champion (so hieß sie in Meudon) recht sei.

„Das bin ich," erwiderte erröthend das junge Weib.

Der Reiter zog den breitrandigen Hut und der Leser erkennt Joseph Lami's gebräuntes Antlitz.

„So bring' ich Ihnen besten Gruß von Herrn Champion," sagte er, sprang vom Pferde und nahte sich dem Fenster.

Sidi hatte bei seinen Worten einen freudigen Schrei ausgestoßen und hätte fast den kleinen Dominique aus ihren Armen fallen lassen.

„Er lebt also!" rief sie. „Dominique, Bursche, Dein Papa lebt! O, tretet ein, Herr! erzählt mir!"

„Erlaubt, daß ich hier meinen Auftrag ausführe — ich habe Eile. Um Mitternacht wird Cartouche hier

sein und läßt Sie ersuchen, im Geheim für ihn ein kleines Mahl zuzurüsten — er sei nicht allzu verwöhnt, und Sie dürften kein Aufsehen erregen, obgleich ich nicht glaube, daß dies hier verrätherisch wäre."

„Es soll Niemand ahnen — ich werde die Magd in die Bodenkammer einschließen."

„Thun Sie das. Und nun erlauben Sie mir, ehe ich scheide, Dominique's Sohn zu küssen?"

„Ist er nicht ein prächtiger Junge und dem Vater ganz ähnlich?" Mit diesen Worten reichte sie Joseph das Kind hin. Der nahm es und schaute es fest an.

„Ja, ja, und Ihnen auch," sagte er und küßte es auf die Stirn. Dann gab er es der Mutter zurück, schwang sich wieder auf sein Roß, grüßte und flog davon.

„Wache ich? träume ich?" fragte das junge Weib. „Nein, nein! Nicht wahr, Dominique, der Papa hat grüßen lassen? Er kommt, er kommt!" sie tanzte in dem kleinen Zimmer umher: „Daß ich nur nichts vergesse. Vorsicht! O, die Freude könnte ihn verrathen. Zurück! ein ernstes Gesicht."

Noch nie war ihr eine Komödie so schwer geworden.

— — — — — — — — — — — — — — —

Mitternacht war da. Das Haus der Madame Champion lag, wie die anderen in Meudon, still und todt, kein Leben schien in ihm zu herrschen: Alles dun-

kel, die Laden geschlossen. Das war aber bei der Thür nicht der Fall, und hinter ihr lauschte angestrengt Sidi. Endlich vernahm sie Schritte — das mußte er sein, das war er. Sie öffnete die Thür.

„Dominique," hauchte sie und ruhte in den Armen Cartouche's, der sie lebhaft küßte.

„Endlich, endlich bist Du gekommen, Du böser, Du lieber Mann."

„Schließ die Thür und komm hinein." Das junge Weib that, was ihm geheißen war.

Beide betraten das erleuchtete Hofzimmer. Auch hier hatte Sidi die Fenstern ängstlich verhängt. Auf den ersten Blick sah der Angekommene die Vorrichtungen und gab ein Zeichen der Befriedigung.

„Und nun schau Dir doch unseren Jungen, unseren Dominique an," sagte Sidi und führte den Geliebten an die Wiege ihres Kindes: „Ist es nicht ein prächtiger Bub? Ganz die dunklen Augen, wie die Deinen."

Statt der Antwort nahm Cartouche das Kind aus der Wiege und küßte es inbrünstig. Es erwachte, schlug die Lider auf — Sidi hatte Recht, die Augen waren wie die des Vaters, vom tiefsten Schwarz. Als der kleine Dominique einen fremden Mann erblickte, verzog sich sein Gesicht und er rief ängstlich: „Mama!"

„Es ist ja Dein Papa, Herzbub, Dein Papa, der Dich liebt." Aber das Kind langte nach der Mutter.

Ueber das Gesicht Cartouche's lief ein dunkler Schatten: „Er mag nicht bei mir sein."

„Nicht doch, Dominique. Ist er nicht artig genug? Aus dem Schlaf genommen und schreit nicht."

In diesem Augenblick bemerkte der Kleine bei dem Vater eine goldene Kette und griff nach ihr. Die Wolken waren verschwunden, der Papa lächelte: „Liebst Du auch schon das Gold, mein Sohn. Ja, ja, es ist der Lebensnerv der Erde. Da hast Du sie. Spiele Dich wieder in Schlaf."

Der Knabe nahm die Kette, hielt dankbar dem Vater sein Mündchen zum Kusse hin und ließ sich sodann zur Ruhe bringen. Der Leser hat dabei Zeit, den älteren Dominique zu betrachten, der sich an den Tisch gesetzt und rasch zu essen begonnen hat.

Cartouche war damals kaum zwanzig Jahre alt, aber sein Aussehen war das eines Mannes. Selbst die jugendliche Elasticität seiner Bewegungen war von der vollen Kraft der reiferen Jahre durchdrungen. Das Gesicht wettergebräunt, die Stirn faltenlos und doch den Stempel der Energie zeigend, die Züge angenehm, aber von jeder Weichlichkeit weit entfernt, die Gestalt schlank und doch markig: das Alles vereinigte sich zu einem für jedes Weiberauge anziehenden Ganzen.

„Und nun, Herz, wie geht es Dir, wie hast Du gelebt?" fragte Sidi, zu Cartouche eilend, nachdem der

Kleine wieder in Schlummer gewiegt war: „Hast Du auch hin und wieder unsrer gedacht? Pfui, Du Schlechter, das war böse von Dir, daß Du nichts, kein Wort hast von Dir hören lassen."

„Es ging nun einmal nicht," entgegnete Dominique, der seine Mahlzeit beendet hatte, sie in die Arme schließend: „Im Uebrigen können wir zufrieden sein. Ich war unten im Süden, wo es auch zu thun giebt; freilich nicht wie in Paris — Paris ist und bleibt Frankreich. Aber man lebt auch in der Provence und da herum ganz gemüthlich. Hübsche Mädchen, hübsch wie die Nacht und — —"

„Hübsche Mädchen?" unterbrach ihn Sidi und eine Wolke beschattete ihre Stirn: „hast Du uns um sie vergessen?"

„Vergessen — Thorheit!" erwiderte Cartouche: „Bin ich nicht da, nicht wieder bei Dir, Sidi? Habe ich nicht für Dich und das Kind gesorgt? Eifersucht, mein Kätzchen, ist wahrhaftig nicht am Ort."

„Und jetzt bleibe ich bei Dir, ich und unser kleiner Dominique?"

„Nicht doch, Schatz, das paßt mir ganz und gar nicht; das würde mich lähmen. Im Gegentheil, Du gehst nach Rouen, wo ich Alles für Dich eingerichtet habe. Du wirst dort ein Häuschen finden, wie es für Dich paßt. Dort lebst Du als die Wittwe Champion

in aller Ruhe und besorgst die Geschäfte, welche ich Dir auftrage, pünktlich und treu, erziehst unseren Jungen, bis ich es an der Zeit finde, ihn in ein Collége zu geben. Beim Himmel, der Junge soll einst reich und angesehen wie ein König werden. Große Plane durchziehen mein Hirn und ich hoffe sie auszuführen. In Paris ist das Feld meiner Thätigkeit, da werde ich meine Schlachten schlagen."

„Du gehst nach Paris und schickst uns recht weit davon," entgegnete Sidi im vorwurfsvollen Tone.

„Ja, und dreimal ja!" rief Cartouche unwillig, dann setzte er sanfter hinzu: „Sidi, wärst Du mir wie der Junge da nicht mehr als ein Mädchen, an dessen Busen man eine Nacht verträumt, als ein Knabe, dem einen der Zufall in den Weg geworfen: ich würde Euch vielleicht bei mir behalten. Die Nähe Deines Dominique ist aber gefährlich, und ich möchte nicht, daß Euch ein Unfall träfe."

„Der größte Unfall ist, von Dir entfernt zu sein," erwiderte sie und schmiegte sich an ihn.

„Nun, dann mußt Du ihn tragen lernen," versetzte er kalt: „Ueberhaupt bin ich nicht der Mann, der Einwände ertragen darf und wird. Gehorsam heißt die Losung, welche mich meine Plane allein durchsetzen läßt. Was ich befehle, muß geschehen. — Morgen wirst Du

mit unserem Kinde nach Rouen gehen. Die Vorbereitungen sind getroffen."

„Und wirst Du uns dahin geleiten," fragte wehmüthig, fast klagend das junge Weib.

„Es geht nicht, mein Herz — man erwartet mich morgen in Paris. Für diese Nacht aber gehöre ich Dir."

„Dominique, Du liebst mich nicht mehr, Du verräthst mich."

„Mach mich nicht böse, Sidi — ich bin in heitrer Laune zu Dir gekommen. Sollen wir uns wiedersehen, so verbittere mir diese Stunden nicht, ich bitte Dich drum." Die Bitte lautete ernst und streng.

Sidi senkte das hübsche Köpfchen, eine Thräne perlte in ihrem Auge. —

Am folgenden Tage hielt ein Wagen vor dem Häuschen der Madame Champion in Meudon. Dieselbe verließ mit ihrem Kinde den Ort. Wohin sie ging, wußte Niemand. Die Nachbarn hatten wenig mit ihr in Verkehr gestanden, da sie jede Annäherung floh; aber Jeder war ihr wohlgesinnt.

„Die Frau muß großes Leid erfahren haben," sagten die Leute, „sie sitzt immer so einsam und gedankenvoll und hat das Auge voll Thränen, daß es Einen tief in die Seele schmerzt."

Auch mit thränenvollen Augen verließ Sidi Meudon, gehorchte sie dem Befehle des Geliebten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Cartouche hatte flüchtig und mit Lami allein die französische Hauptstadt verlassen; jetzt kehrte er dorthin an der Spitze einer Gaunerbande zurück, die ihn als ihren Chef anerkannte, die von ihm gebildet und geübt war. Sein Räubergenie ließ den Seinen die Jugend ihres Hauptmanns vergessen, dem sie absolute Gewalt eingeräumt, dem sie sich mit Blut und Leben zugeschworen hatten.

In der That war Dominique kein gewöhnlicher Kopf, der, unterstützt vom Glück, in der Diebswelt Berühmtheit erlangt: sein Plan, seine Ideen waren gewaltig, titanenhaft. Nicht der Häuptlingsplatz genügte ihm, ein wahrhafter französischer Räuberkönig zu werden war sein Ziel. Die Verbrecher, die Feinde der socialen Ordnung unter sein Scepter zu versammeln, einen gewaltigen, gefürchteten Staat im Staate zu bilden, dessen Oberhaupt er war: mit diesem Gedanken trug er sich, ihn wollte er zur Ausführung bringen, darum kehrte er nach Paris zurück.

Vielleicht würde sich ein Andrer dort mit Thaten ausgezeichnet und so eingeführt haben, daß der Bürger in Schrecken gesetzt wäre — im Gegentheil begann er

den Krieg gegen die Gauner, die sich ihm nicht unterworfen hatten. Noch nie hatte die Polizei solche Erndte unter den Dieben gehalten, als die eingehenden anonymen Angebereien möglich machten. D'Argenson rieb sich die Hände, der Henker arbeitete fort und fort.

D'Argenson hatte sich mit Villeneuve ausgesöhnt, der junge Edelmann war sein rechter Arm. Die Bedenklichkeiten, welche Ernst bei der Execution des hübschen Mädchens gehabt, waren längst verschwunden, und er trat jetzt fest in die Spuren seines Vorgesetzten, der ihn des Spürsinnes, des scharfen Blickes wegen hochachtete, und wie man sagte, zu seinem Nachfolger wünschte.

„Diese Denunciationen," sagte d'Argenson eines Tages zu ihm, „sind so eigenthümlich, so vortheilhaft, daß wir darauf rechnen können, das Eigenthum bald als gesichert anzusehen. Wenn das so fortgeht, hat Paris in Jahresfrist keinen Schelmen mehr aufzuweisen."

„Ja, ja, es wird recht hübsch unter ihnen aufgeräumt," erwiderte Ernst de Villeneuve: „Wir schwimmen förmlich oben auf; aber ich fürchte, daß dies nicht immer dauern wird, daß — — —"

„Warum halten Sie inne? sprechen Sie, lieber Freund, Ihre Gedanken ohne Hehl aus."

„Ich fürchte, daß sich hinter diesen Denunciationen ein Mann verbirgt, der unsrer einst spotten wird.“

„Pah, Sie sehen Dinge, die nicht existiren. Ich bin fest überzeugt, daß ein wohlwollender Abenteurer sich in die Maske des Angebers steckt, oder auch ein reuiger Verbrecher, der seine Missethaten nicht mit Buße und Gebet, auch nicht mit Strick, Schwert und Galeere büßen will, sondern durch die That auf Kosten der anderen Schelme. Was aber immer die Beweggründe sind, er leistet uns herrliche Dienste. Nur Eins ist wunderbar, wie es möglich ist, daß ein Einzelner diese Kenntniß besitzen kann.“

„Und wenn es kein Einzelner wäre, wenn diese Angebereien von einer Bande ausgingen, die unter ihresgleichen aufräumt, um nachher einen freieren Spielraum zu haben?“ erwiderte Villeneuve.

„Möglich, möglich; aber für uns auch nicht übel. Solche Verbindungen fallen uns leichter in die Hände, als ein gewandter, einzelner Verbrecher,“ versetzte der Generalpolizeilieutenant.

Ein ironisches Lächeln flog über das Gesicht des Anderen. „Und doch gab es vor Jahresfrist eine Bande, die nur durch Zufall entdeckt wurde, nur durch die freche Unvorsichtigkeit eines ihrer Mitglieder.“

„Sie können mir also noch immer nicht vergessen, daß ich Sie fast in einem seltsamen Verdacht hatte,“

entgegnete d'Argenson: „ich dächte, daß ich Ihnen glänzende Satisfaction gegeben."

„Ich habe nicht daran gedacht," bemerkte der junge Edelmann: „Sie wurden auf einen Augenblick durch die frechen Lügen einer Dirne getäuscht, wie das mir auch hätte geschehen können."

„Allerdings war diese Person eine bodenlose Lügnerin, die aber ihrem Lohn nicht entgangen ist."

„Leider wird sie in La Force doppelt streng behandelt — ich hätte ihre Talente anders benutzt."

„So sprechen Sie?"

„Ziehen Sie diese Marguerite aus ihrem Kerker, gewinnen Sie sich dieselbe zum Spion, und ich wette, daß wir bald wissen werden, wer der gefährliche Denunciant ist."

„Und wenn wir dies wissen —? Sollen wir ihn fangen, einsperren, tödten, der uns die besten Dienste leistet, der uns die Diebe regimenterweise überliefert? Ist das Ihre Ansicht?"

Die Worte des Generalpolizeilieutenants hatten einen bitteren Beigeschmack, der junge Edelmann schmeckte den Wermuth heraus und fühlte sehr wohl, daß er nicht mit Herrn d'Argenson harmonire; aber er verschluckte nicht seine Ansicht, er erwiderte: „Es mag ungewöhnlich klingen, und doch erinnere ich mich, daß ich auf der Schule die Worte las:

Quidquid id est, timeo Danaos, et dona ferentes!

Und doch hörten die Troer nicht die ungewöhnlich klingende Warnung des würdigen Laokoon."

Das Citat war nicht an unrechter Stelle, wenn nur Herr d'Argenson, der sonst als ein gebildeter und scharfsinniger Mann gelten mußte, es verstanden hätte —; so verlief es in den Sand und mit ihm der Rath Villeneuve's.

„Nein, nein," erwiderte der Generalpolizeilieutenant: „Sie werden mich nie überzeugen, daß Sie Recht haben."

„Die Zeit wird Sie vielleicht zu meiner Meinung einst bekehren," versetzte Villeneuve. — —

Das Gespräch war nicht so nutzlos gewesen, als es schien. Schon am folgenden Tage hatte d'Argenson ein Zwiegespräch mit Marguerite, am nächsten war sie auf freien Füßen.

Marguerite's üppige Schönheit war dahin oder hatte sich verwandelt; aus der Bacchantin war eine leidende Magdalena geworden. Der ersten unmenschlichen Behandlung, welche ihr zu Theil geworden, die sie zum Verrathe getrieben, war der eiserne Kerkerdruck gefolgt: die matte Blume senkte ihr Köpfchen.

Als sich der Generalpolizeilieutenant ihr nahte und die Bedingung stellte, den Kerker mit seinen geistigen

und leiblichen Qualen gegen den bezahlten Dienst der Spionage zu vertauschen, war sie sogleich bereit gewesen: „Ich will mein Möglichstes thun, um Sie zufrieden zu stellen. Sie werden aber," fügte sie hinzu, „nicht zürnen müssen, wenn es in den ersten Tagen mit mir nicht recht vorwärts geht — ich fühle mich so schwach, so hinfällig, als wäre ich ein Mütterchen von siebenzig Jahren."

„Die Hinfälligkeit wird sich geben, wenn Du willst," erwiderte er; „Du bist jung und wirst bald das Gefängniß überwunden haben, wohin Du niemals zurückkehren wirst, wenn ich zufrieden bin."

Marguerite lächelte, als er sie verließ: „Ja, ich werde nicht in das Gefängniß zurückkehren, da mich bald ein wohlthätiges Messer, welches den Verrath rächt, treffen wird. Spionin! Aber die Freiheit ist so süß, daß ich um sie Alles wage." — —

Marguerite war frei und stand in dem Zimmer des Generalpolizeilieutenants diesem gegenüber.

„Wie ich Dir also sagte," fuhr er in seiner Rede fort, „Du sollst mir den Spion entdecken. der mir so große Dienste leistet und sich doch verbirgt. Ich gebe Dir dazu Zeit, hoffe jedoch in acht Tagen genauen Bericht. Wenn schon früher, so ist das mir lieber. Am nächsten Sonnabend erwarte ich Dich wieder hier. Vergiß nicht, daß meine Hand weit reicht. Da sind

zehn spanische Thaler, die Dir hoffentlich genügen werden."

Sie nahm dankbar das Geld, entfernte sich aber nicht.

„Was willst Du noch?"

„Darf ich die verrätherischen Briefe sehen?" fragte das bleiche Mädchen.

„Hier, mein Kind, sind einige. — Kennst Du die Handschrift?"

„Allerdings glaubte ich einige Aehnlichkeit zu finden; aber ich hatte mich getäuscht. Auch zählt der schon lange zu den Todten." Sie verbeugte sich und verließ das Zimmer.

„Es kommt von ihm," flüsterte sie, als sie das Haus verließ, welches d'Argenson bewohnte: „meine Ahnung hatte mich nicht betrogen. Cartouche! Du lebst! ich werde Dich wiedersehen." Und wie Sonnenschein glänzte es auf dem Antlitze Marguerite's: „Ach," fuhr sie in ihrem unhörbaren Selbstgespräche fort, „ich bin recht alt und häßlich geworden, seitdem ich ihn nicht gesehen; der Spiegel, der in dem Zimmer hing, hat es mir verrathen — ich bin bleich und verfallen. Damals als noch das Leben in meinen Adern tobte, hat er mich kaum beachtet. — Jetzt — —" sie seufzte: „Dir wäre am besten der Tod, arme Marguerite. — Aber da unter der Erde, oder im Wasser — — Nein,

nein! leben, so lange das Leben da ist, so lange wir es halten können — Leben! leben!“ —

Freiheit, Du himmlische Fee, Du Seelensonnenstrahl. Wie die Pflanze sich dem Lichte zuwendet, so Dir das fühlende Herz, und wie die Pflanze ohne die belebende Wärme des Tagessternes nicht gedeihen kann, so nicht der Mensch ohne Dich. In Dir flammt Begeisterung, in Dir glüht Leben. Bleiches Antlitz, gebeugte Gestalt: das sind die Zeichen der Knechtschaft; im Kerker senkt sich der Blick und starrt auf den Boden, als suchte er da das ewige Räthsel des Warum zu ergründen — in der Freiheit schweift er in die Ferne, da richtet sich die Gestalt auf, da hebt sich tief athmend die Brust, die schlaffen Züge erhalten Bewegung und ein rosiger Schimmer überfliegt die Wange.

Auch auf Marguerite äußerte sich die Wohlthat der Freiheit. Wer sie aus dem Gefängniß schleichen sah, der hätte nimmer geglaubt, daß die gebeugte weiße Blume sich zu neuem Leben aufrichten könne. Und schon nach wenigen Tagen welche Veränderung mit ihr.

War das dieselbe, welche La Force verließ, ähnlich einer dem Grabe zuwankenden Märtyrerin, und das Weib, welches über den Pont neuf ging und die Blicke

nach allen Seiten umherschweifen ließ, als erwartete sie ein Rendez-vous? Sie hatte heute schon ein Dutzend Mal den Weg gemacht, wohl an einer Stunde war sie dort auf und ab promenirt und hatte die Aufmerksamkeit so manchen Cavaliers erregt.

Wenn Einer den Bettler, der auf der anderen Seite um ein Almosen flehte, gefragt hätte, wie lange das Mädchen dort warten werde, würde er die Antwort erhalten haben: „Das ist ein wunderbares Geschöpf, das in der That den lieben Gott den Tag abstiehlt. Gestern und vorgestern weilte sie hier, bis es dunkel wurde und war doch schon am Vormittag auf ihrem Posten erschienen.“

Bisher hatte sie mit dem Krüppel noch kein Wort gewechselt; heute trat sie auf ihn zu und reichte ihm einen Franken mit der Frage, ob er keinen Herrn mit Maske habe vorbeigehen sehen.

„Mit Maske?“ antwortete der Vater Jacques, sie seitwärts anblickend: „Werden jetzt Masken beim Tageslicht getragen? — Die Zeiten sollen einstmals gewesen sein.“

„Aber, Vater Jacques, kennt Ihr denn nicht mehr die Marguerite? Habe ich mich denn in einem Jahre so sehr verändert, daß ich zwei Tage vor Euch auf- und abgehen konnte, ohne erkannt zu werden?“

„Ihr Marguerite? Wahrhaftig — o Sie armes

Kind. Man erzählte mir von La Force. Gott sei Dank! Das ist vorüber. — Aber wen erwartest Du denn, mein Gänseblümchen?"

„Ich meine den Mann von der schönen Rahel, den Joseph," versetzte sie in flüsterndem Tone.

„Joseph! Ja, der muß lange außerhalb auf Reisen gewesen sein, ist erst seit Wochen zurück."

„Wo wohnt er, Papa Jacques!"

„Das weiß ich selbst nicht, Kind. Vor vierzehn Tagen sah ich ihn mit Dominique vorübergehen. Der ist auch wieder hier; aber nicht mehr schwarz — wie ein Cavalier geht er dahin, der den Krieg mitgemacht hat, gebräunt wie ein Soldat. Nun die Landstraße — — Aber wo wohnst Du, meine Perle?"

„Still, das ist ein Geheimniß, Papa Jacques!"

„Du willst mir Deine Wohnung nicht sagen und glaubst, der stolze Dominique werde die seinige mir ohne Weiteres verrathen?"

„Nenne ihn nicht stolz."

„Doch Kind, er ging bei mir vorbei, als hätte er mich im Leben nie gesehen. War freilich sehr verhüllt — in Sammt und Seide, wie ein Marquis; aber der Vater Jacques hat scharfe Augen, wie seine Zunge stumm und ungelenkig ist, wenn er reden soll und will nicht. Eine kleine Gabe dem armen Vater Jacques!"

„Und irrst Du auch nicht? war er es wirklich?"

„War es — Ein andres Mal sah er wie ein Kohlenträger aus; das war vor vier Tagen," versetzte der Bettler: „Komm heute Abend zu mir, kleine Perle, werde Dir einen Herrn verschaffen, mit einer Börse, ganz straff voll Louisd'or."

„Nein, nein."

„Du bist keusch geworden. Auch gut. Begreife nur nicht, warum?"

„Du weißt nicht mehr, als Du mir gesagt."

„Gewiß nicht; ich dränge mich nicht in Jemandes Vertrauen, das er mir entzieht. Aber, Kind, Du störst mein Geschäft. — Eine milde Gabe dem armen Vater Jacques!"

Das Antlitz des Mädchens war finster geworden. Da zeigte plötzlich der Krüppel auf zwei ehrsame alte Bürger: „Marguerite, schau! wenn man vom Fuchs spricht, zeigt sich sein Schwanz."

In der That die Verkleidung war kaum zu durchdringen und doch, ja, ja, es waren Joseph Lami und Dominique Cartouche. Das Mädchen folgte den Beiden.

VIII.

Das Urtheil.

Marguerite folgte den Beiden nicht unbemerkt. Bald hatte Cartouche entdeckt, daß Jemand, ein Weib, sie beobachte. Er theilte seinem Gefährten das mit und Beide beschlossen, die Späherin in ihr Netz zu locken.

Ohne ihre Schritte zu beeilen, gingen sie bis zur nächsten Querstraße und bogen dann hart um. Als das Mädchen an der Ecke erschien, sah es nur noch Dominique. Wo Lami geblieben, wußte es nicht, bekümmerte sich auch um sein Verschwinden wenig.

Rasch eilte sie auf den Voranschreitenden zu und redete ihn an.

„Kennst Du mich nicht mehr, wackrer Bürger? — ich sehe schärfer und kann einen Tischler von einem Gewürzkrämer, einen Drechsler von einem Leinwandshändler unterscheiden."

„In der That, das ist Marguerite," sagte Dominique,

indem es heimtückisch aus seinen Augen blitzte, „die Perle, welche uns soviel Liebes erwiesen. Aber wie siehst Du aus, Mädchen? Der Kerker hat Deine frische Blume gewelkt, als sei sie dem unerbittlichen Schnitter verfallen."

„Nein," lächelte sie neben ihn hergehend, „der Tod hat meine Wurzel noch nicht berührt. O, ich fühle es, daß einige Wochen hinreichen werden, mir das wiederzugeben, was Tortur und Gefängniß mir genommen. Gewiß, mein Freund, Du wirst sehr bald wieder die frische, duftende Blume an Dein Herz drücken."

„Ja, ja," erwiderte Dominique, „wenn diese Wangen sich röthen, wird in Deinen Armen mir die Seligkeit der Erde winken. Wenn es sich mit meiner Würde als ehrbarer Bürger vertrüge, wahrlich, ich nähme Dich, Mädchen, sogleich bei den Ohren, um mit Dir ein Tänzchen aufzuführen."

„Du zürnst mir also nicht mehr, daß der Schmerz mich zur Verrätherin gemacht hat? — Dich und den Joseph, der vorhin bei Dir war, habe ich nicht genannt. Da hätten sie mich lieber zerreißen können."

„Sie haben Dir Daumschrauben angelegt? oder Dich mit glühendem Eisen gebrannt?"

„Nein, Dominique, sie haben mich bis auf das Blut gepeitscht."

„Armes Kind."

„Wohl hast Du Recht, mich zu bedauern. Tausendmal lieber sterben, wie das noch einmal erdulden. Wenn Adelaide von d'Argenson's Manier sprach, uns die Zunge zu lösen, und ihre Narben aufwies, so konnte ich mir doch nicht vorstellen, welchen Schmerz der Mensch erdulden kann. Wäre ich Mutter, nie sollte eine Ruthe in meine Hand kommen. Außerdem besorgte ich, daß Du unter meiner Aussage leiden könntest. Der Kerker schien mir nicht mehr trübe, seit ich erfahren, daß Du nicht in ihre Gewalt gefallen warst.“

„Der Kerker! Wie ist mir denn aber? wurdest Du nicht zu zehn Jahren verurtheilt? Bist Du ausgebrochen? was hat Dich sonst vor La Force gerettet? Erzähle mir, kleines Gänseblümchen.“

Das Mädchen schilderte ihren Aufenthalt im Gefängnisse, wie sie plötzlich befreit worden, daß der Generalpolizeilieutenant sich ihrer bedienen wolle, wie sie ihn aufgesucht und erwartet und endlich gefunden habe. Schweigend hörte Cartouche ihr zu, nur hin und wieder schoß sein Auge einen Blitz auf sie, der, wäre er von ihr bemerkt worden, ihr sicher verrathen, daß sie an der Seite eines Feindes wandle.

Mehre Gassen hatten sie so durchschritten. Jetzt blieb Cartouche plötzlich vor einem Hause stehen, in dem sich eine Schenke befand, die „le pistolet“ genannt wurde

„Wollen wir nicht einen Schluck Wein auf das fröhliche Wiedersehen trinken?“ fragte er sie.

„Bist Du hier zu Hause?“

„Nein, mein Schätzchen; aber der Wein ist gut. Komm.“

Beide betraten die Schänke, oder vielmehr den Flur, den Corridor. In diesem stand ein Buffet, hinter dem sich ein weibliches Wesen aufhielt, welches die Stelle der dame du comptoir vertrat, und Niemand anders war als Madame Joli, die Frau des Eigenthümers der Schänke. Hinter dem Buffet war eine Thür, die links über eine Treppe in die Gemächer des Besitzers zu führen schien. Auf diese Thür ging Cartouche zu, öffnete dieselbe, ohne mit Madame ein Wort zu wechseln und ließ seine Begleiterin durch dieselbe schreiten.

„Ist das rothe Zimmer in Ordnung?“ fragte er, sich noch einmal umwendend.

„Das rothe Zimmer?“ wiederholte Madame.

„Allerdings.“

„Es ist bereit.“

Die Thür schloß sich, und ein Seufzer entquoll den Lippen der riesigen Frau. „Joli,“ rief sie dann.

„Ja, mein Herzchen.“ Und in der Thür des Schänkzimmers zeigte sich die magere Gestalt des Ehemannes, der in der That mit seiner Frau entsetzlich contrastirte. „Und was wünschest Du von mir?“

„Joli, das rothe Zimmer. Er ist da mit einer Frauensperson.“

„Was kümmert es mich?“

„Ach, sie war noch nicht alt und kam so ohne alle Besorgniß,“ bemerkte Madame.

„Pah, ist nicht Deine, ist nicht meine Sache. . . Um Gottes Willen, Frauchen, schweige, die Wände haben Ohren.“

Die Thüre nach der Straße öffnete sich wieder; Joseph Lami trat ein.

„Wo?“ fragte er.

„In dem rothen Zimmer, mein Herr.“

„Gut! eine Flasche Burgunder.“ Joseph ging in das Schänkzimmer.

Dieses war ein breites, langes Gemach, dessen vier Fenster sämmtlich auf die Straße hinausgingen. Da es im Erdgeschoß lag, hätte man glauben sollen, daß man durch die Fenster hereinsehen könnte; jedoch hinderten bunte Vorhänge, die keinen Sonnenstrahl durchließen, das unbefugte Hereinschauen. Das Zimmer besaß nur die Thür, durch welche Joseph Lami eingetreten war.

Das Pistol gehörte nicht zu den besuchtesten Schänken — man hatte den Besitzer deßhalb schon einmal bankrott gesagt, ohne daß dies in der That der Fall gewesen. Wenige anständige Bürger und Arbeiter bil-

deten seine Stammgäste, so daß er bei der Polizei niemals in Verruf gekommen war, und man Gauner und Verbrecher überall anders suchte, als bei dem sehr würdigen Herrn Joli, der zwar sehr reell bediente, sein Haus aber von bösen Zahlern rein hielt.

Das heutige Pariser Wirthshausleben läßt sich mit dem im Jahre 1714 nicht gut vergleichen. — Der Garçon (Kellner) trat noch nicht in dem Maße hervor wie jetzt; der Wirth selbst bediente, soviel ihm möglich war, seine Gäste, wenigstens in den geringeren Restaurants und Schänken. Die Trinkgeldsteuer war noch nicht so allgemein, wie auch die Preise reeller. So kam es, daß die Bedienung damals noch nicht zahlreich war und es durchaus nicht auffiel, wenn ein nicht allzu besuchtes Wirthshaus keinen Kellner besaß, wie dies bei Joli's der Fall war, das ein förmliches Gemisch von Restaurant, Café, Wein- und Brandweinschänke darstellte.

Das ungleiche Ehepaar stand zwar nicht allein; es besaß freilich nur einen Miethling, den rothköpfigen, stumpfsinnigen Hausknecht — aber weder von den zwei Töchtern, noch von den Söhnen ließ sich Jemand vor den Gästen sehen, so daß es fast scheinen konnte, als ruhte das Etablissement nur auf den Schultern der Alten.

Joseph Lami war wie gesagt in das Schänkzimmer

zetreten, in dem sich nur noch drei Personen befanden. Diese waren beim Kartenspiel, eine Art vereinfachtes L'hombre, und beachteten den Eintretenden nicht.

Er setzte sich ziemlich entfernt von ihnen, in die Nähe der Thür, ohne seine Haltung zu wechseln, ohne den Charakter, dessen Maske er trug, abzulegen. Er versenkte seine Hände in die großen Pattentaschen der geblümten Weste, streckte die beiden Beine weit von sich und schien in Träume versunken an nichts zu denken, obgleich er in Wahrheit die drei Spieler nicht aus den Augen ließ.

Jetzt kam Joli und stellte die Flasche Chably vor ihm hin. Joseph senkte kaum die Augenlider, aber der Wirth mußte ihm völlig verstehen; denn er begab sich zu den Spielern und sah ihrer Partie zu.

„Weiß Gott," sagte der Eine nach einer Viertelstunde, „ich bin völlig kahl, Ihr habt mir fünfzehn Franken abgenommen — das ist mehr als eigentlich meine Börse verträgt."

„Immer besser Du, denn ich," versetzte der Andere, ihm eine Priese bietend.

Der Dritte wandte sich dagegen an den Wirth und fragte ihn leise, wer der Herr sei, der so lächelnd in's Blaue schaue; er vermuthe in ihm einen Bekannten.

„Kann Ihnen wahrhaftig nicht dienen, Herr Grandtête," erwiderte der Wirth in eben so leisem Tone; „er

hat mich erst ein paar Male mit seinem Besuch beehrt. Wenn ich nicht irre, sagte ein Gast, er sei ein Tuchhändler, der sich zur Ruhe gesetzt hat. Viel zu thun muß er nicht haben; aber das ist sicher, daß er mit gutem Gelde bezahlt."

„Er scheint jünger zu sein, als man bei dem ersten Anblick glaubt."

„Nun, so Ausgang der Vierziger, wie ich schätze."

„Ob er wohl eintreten würde?" fragte der Andere.

„Es kommt auf eine Frage an."

Der Spieler erhob sich und trat auf Lami zu.

„Mein Herr, Entschuldigung, wenn ich störe. Sie sitzen allein, und somit halte ich es nicht unhöflich, Ihnen ein Spielchen anzubieten, vorausgesetzt, daß die Karten Ihnen nicht unbekannt sind."

Lami machte ihm eine Einwilligungsverbeugung, erhob sich und folgte Grandtête, über dessen Gesicht die Freude ausgegossen war. Auch seine Bekannten lächelten vergnügt. Joseph schien nichts zu bemerken.

„Bouchard, Du giebst," sagte Grandtête, und der Genosse mischte die Karten. Lami gewann. Grandtête nahm die Karten und Lami gewann wieder. Jetzt war die Reihe an ihm, und wieder waren die beiden Verlierenden die Gegenspieler. Nun schien sich aber das Blatt zu wenden; als jedoch Grandtête die Karten mischte, sagte Lami:

„Mein Herr, das Trefleaß rührt sich nicht von der Stelle; ich wette, daß ihm das Piqueaß vorangeht. Vielleicht kommt dann Coeurkönig, dem die Carreaudame folgt."

Ein wilder finsterer Blick schoß aus dem Auge des falschen Spielers, doch verwandelte sich derselbe sogleich.

Grandtête legte die Karten bei Seite und reichte Lami die Hand: „Sie verstehen also auch — —"

„Nein," versetzte der: „ich bin nur, nachdem man mich gehörig gerupft hatte, von einer mitleidigen Seele ziemlich schadenfroh belehrt worden, wie dies zugegangen sei. Im Großen und Ganzen bringt Ihnen aber Ihr Geschäft sicher nicht soviel ein, wie das Verfertigen dieses Livre, den ich von Herrn Bouchard gewonnen habe. Hübsch verfertigt, scharfes Gepräge — das ist jedenfalls besser, als der Guß."

Die drei Genossen schauten sich etwas verblüfft an; dann sagte der, welcher die Karten niedergelegt hatte: „Sie scheinen ein gewiegter Kenner."

„Nicht doch. Mein Geschäft ließ mir nur viel Geld unter die Hände kommen, und da habe ich so manchen Livre auf den Ladentisch nageln müssen, bis ich ein wenig schärfer sah. Wäre jedes Geldstück so gewesen, wie dies, hätte ich nicht viel verloren. Herr Bouchard, wenn Sie erlauben, trinke ich auf Ihr Wohl."

„O Sie prächtiges Kerlchen!“ rief Grandtête: „Sie verstehen zu scherzen, wie nur Einer.“

„Gewiß bin ich kein ernsthafter Peter. Darf ich fragen, wie der Name jenes Herrn ist?“

„Grimaud, unser Genosse — aber Ihr werther Name?“

„Wenn jener Herr Grimaud heißt, so muß ich wohl François Lemaître getauft sein,“ versetzte Lami.

„Mensch, wer sind Sie?“ rief Bouchard und die Anderen aus einem Munde.

„Ein Mann, der sich nicht fürchtet, da er nie von der Bahn des Rechtes abgewichen ist.“

„So sind Sie ein Spion der Polizei oder sonst ein Schurke,“ sagte Grandtête, „und doch kann ich das nicht annehmen, da wir sonst wohl schon verhaftet wären. Oder wissen Sie vielleicht in Betreff eines Billets Bescheid, das uns hierherbeschied, um Vögel zu rupfen.“

„Das Billet lautete auf diese Stunde oder später?“

„Später! aber man muß in heutiger Zeit vorsichtig sein,“ bemerkte der, welcher Grimaud genannt war.

„Besonders wenn man François Lemaître heißt und das T. F. eingebrannt hat, was entflohenen Galeerensträflingen sehr gefährlich sein soll. Ich bitte, meine Herren, lassen Sie Ihre Waffen an ihrem Platze — ich wollte Ihnen einen Vorschlag thun.“

„Und der ist?"

„Ihnen eine Association vorzuschlagen."

„Mit einem Manne von Ihren Fähigkeiten arbeitet man gern zusammen," erwiderte Grandtête.

„Mit mir? ich bin ein ruhiger Bürger, der stets seine Pflicht erfüllt. Das würde Ihnen wenig helfen. Mein Vorschlag ist nicht so kleinlich, wie sie denken. Sie müssen ruhiger und sicherer durch die Association Ihr Geschäft betreiben können, müssen ohne Gefahr und mit der halben Arbeit luxuriös zu leben vermögen. Nur Eins ist dabei, und ich weiß nicht, ob Sie diese Bedingung erfüllen werden."

„Welche Bedingung?"

„Nicht so laut, Freunde! Joli könnte uns draußen hören."

„Sind wir hier nicht sicher?"

„Wo seid Ihr es denn überhaupt?"

„Sie haben Recht, wir sind vogelfrei."

„Wäre es da nicht besser, diese Freiheit für Sicherheit aufzugeben?"

„Für Sicherheit? was meinen Sie damit?"

„Daß Sie sich dem Staate anschließen, der im Entstehen ist. Der Monarch desselben würde Sie da hinstellen, wo Sie zu wirken vermögen. Sie würden aus der großen Kasse die Mittel erhalten, um Ihren Fähig-

keiten angemessen leben zu können, während Ihre Arbeit wieder der großen Kasse zu gut käme."

„Die Sache hat ihre zwei Seiten," entgegnete Grandtête, „und will bedacht sein."

„Gewiß. Nur hüten Sie sich in der Zwischenzeit, daß Sie keinem Mitgliede des großen Staates in die Hände fallen; derselbe würde Sie nicht schonen; denn Rücksichten darf man nicht haben, wo sich unbefugte Concurrenz zeigt. Ich sage Ihnen freilich, daß Sie Ihre Selbstständigkeit und Freiheit opfern, daß Sie sich einem Monarchen fügen müssen, dafür wird Sie aber die Allgemeinheit schützen. Ueberlegen Sie sich das, und wollen Sie auf meine Propositionen eingehen, so sagen Sie es mir in zwei Minuten, nach welcher Zeit ich leider der Ehre entbehren muß, in Ihrer Gesellschaft zu sein."

„Sie sind der König, der Monarch, dem wir uns unterwerfen sollen?" fragte Grimaud.

„Herr Lemaître," antwortete ihm Lami, „Sie thun mir zu große Ehre an — ich bin nur ein armer Tuchhändler, der sein Geschäft niedergelegt hat. Er, den Sie meinen, hat mich nur zu seinem Organ gemacht."

„Und wer ist dieser Er?"

„Das ist mir zu sagen verboten, zu seiner Zeit werden Sie es erfahren."

„Da ist viel Geheimnißkrämerei," meinte Bouchard, „ich liebe das nicht."

„Das wird sich gleich bleiben."

„Nun so danke ich für heut — morgen werde ich mich entscheiden."

„Wenn Sie morgen dazu nur Zeit haben werden," versetzte Lami, „wenn Sie morgen noch auf freien Füßen sind. Nur ein geordneter Staat kann die Seinen schützen, in der Freiheit unterliegt selbst ein Lemaître der Gewalt. Als ich vor zwei Stunden durch die Rue du temple kam, waren die Leute des Herrn d'Argenson eben dabei das Haus, in dem ein Herr Grimaud wohnt, zu untersuchen."

„Donner! und das sagen Sie, Schurke, mir erst jetzt — ich bin verloren."

„Nicht daß ich wüßte."

„Meine kleine Schwester, das liebe Kind."

„Sie hatten vergessen, daß Sie noch nicht die Association ausgeschlagen hatten. Eine Viertelstunde, bevor die Schützen kamen, hat Ihre Schwester die Wohnung verlassen, welche durchsucht werden sollte."

„Gott sei gedankt — das arme Kind ist unschuldig; aber d'Argenson macht keinen Unterschied."

„Ganz recht. Nun Sie werden es frei, gerettet wiedererhalten."

„Wo dann aber mit ihr hin?"

„Dafür würde sehr leicht der sorgen, welcher der Association vorsteht," antwortete Lami.

„Ich bin der Ihre."

„Unter jeder Bedingung?"

„Wenn sich Lemaître giebt, halbirt er sich nicht."

„Und Sie, Bouchard?"

„Ist meine Wohnung auch entdeckt?"

„Die Maréchaussée hat in der Rue St. Antoine eine Falschmünzerei entdeckt und wird des Besitzers habhaft, wenn er um Eins in der Nacht, wie er gewohnt ist, in den Keller herabsteigen will."

„Teufel! ich bin der Ihre."

„Und ich," fügte Grandtête hinzu.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Während daß Lami drei der gefährlichsten Gauner, den falschen Spieler, den Falschmünzer, und den Einbrecher für die Bande gewann, saß Cartouche in einem rothen Zimmer, dessen Fußboden mit einem schwarzen Lack bestrichen war, Marguerite gegenüber, die, nachdem sie ihm ihre Leiden in La Force geschildert hatte, dieselben bei den vor sie hingestellten Delicatessen zu vergessen suchte.

Dominique sah einige Minuten lächelnd und scherzend ihrem Appetite zu, dann stand er auf.

„Marguerite,“ sagte er, „ich werde in einiger Zeit wiederkommen. Iß einstweilen und laß es Dir schmecken, als ob Du in Ewigkeit keinen Bissen mehr genießen solltest. Adieu.“

„Bleib nicht zu lange, Schatz,“ winkte sie ihm mit einem holden Lächeln zu. Dann schenkte sie in ein großes Crystallglas feurigen spanischen Wein und leerte es auf einen Zug.

„Wahrlich, er scheint seine frühere Sprödigkeit abgelegt zu haben — prächtig, ich werde seine Geliebte, seine Herrin. Er ist freilich nicht dazu geschaffen, daß er den Nacken beugt; aber mir wird er es doch, der liebe, süße Junge. Wie er sich geändert hat, wie ihn die Sonne gebräunt!“ Sie lehnte sich auf den Stuhl zurück und versank in wache Träume, denen bald ihre Brüder folgen. Wie sie verführerisch im Schlafe lächelte!

Stunden waren verflossen, die Nacht schon angebrochen, da erwachte sie von einem eigenthümlichen Geräusch. Sie fuhr empor, rieb sich die Augen, als wolle sie die trügerischen Bilder des Schlafes verscheuchen, und fand, daß sie wachte. Die ihr gegenüberstehende Wand war verschwunden, das Zimmer um das Doppelte erweitert.

Einige vierzig Männer erfüllten den Raum, an dessen anderem Ende auf einer Tribüne sich Dominique

im rothen Mantel zeigte. Vor ihm lagen Strick und Dolchmesser auf einem sechs Fuß langem Schiefertische. Er war in dem rothen Mantel die einzig auffallend gekleidete Gestalt in der Versammlung, aber auch der Einzige, der keine Maske vor dem Antlitz trug.

In der That waren keine grelleren Gegensätze zu denken, als sich in der Gesellschaft zeigten; hier stand die zierliche Figur eines schwarz gekleideten Abbé's neben der plumpen eines Roßtäuschers, dort der stolze Cavalier mit der eleganten Bewegung neben einem nicht allzu sauberen Mönch, dort wieder hüllten sich zwei Gestalten in die Lumpen des Bettlers und in die betreßte Kleidung des Bedienten. Diese bunten Gruppen wurden von einigen dreißig Lichtern beleuchtet.

„Genossen, Brüder,“ begann jetzt Cartouche: „Ihr wißt, daß die Treue nur uns schützen kann, die wir außer dem Gesetze stehen, die wir vor den Augen der Polizei als vogelfreies Wild gelten. Wer die Treue bricht, hat sich nicht nur aus unseren Reihen selbst ausgeschlossen, ist unser ärgster Gegner. Vertrauend lehnt man sich an den Freund, weil man Rückhalt an ihn zu haben wähnt. Furchtbare Täuschung! der Freund selbst schlingt die Kette um unsere Hände. Darum droht mit Recht der Tod dem Verräther in jeglicher Gestalt. Genossen, ich klage jenes Weib, Marguerite,

des Verbrechens an, ihren Eid gebrochen und Verrath geübt zu haben."

„Mich, Dominique!" rief Marguerite aufspringend: „Und Du klagst mich an, dessen Name nicht über meine Lippen ging, als die Ruthen meinen Leib zerfleischten!?!"

Ohne auch nur einen Augenblick den strengen Ernst aus seinem Angesicht zu verlieren, fuhr Dominique fort: „Ihr hört, daß sie ihr Verbrechen zur Hälfte bekennt. Ob ihre Zunge mich auch nicht genannt hat, sie hat drei Männern und einer Frau das Leben gekostet, vier Personen, jede mehr werth, als sie. Ergreift sie."

Marguerite war im Augenblick ergriffen, ihre Hände auf den Rücken gefesselt. Geduldig, ohne Schrei, ohne Kampf ließ sie es geschehen — vorwurfsvoll schaute nur ihr Auge auf den Führer der versammelten Verbrecher, auf Cartouche, dessen Blick eisigkalt den ihren erwiderte.

„Hast Du etwas zu Deiner Vertheidigung zu sagen, so sprich; aber verschone uns mit unnöthigem Gejammer."

Die Lippen des gefesselten Weibes öffneten sich einige Male, schlossen sich aber wieder, als verschluckte sie die Worte, welche ihr auf der Zunge schwebten.

Endlich begann sie: „Wozu die unnöthige Form eines Verhörs, wo das Urtheil schon gefällt ist. Zieht Eure Dolche und durchbohrt mich, die, wenn auch nicht gefesselt, nicht im Stande wäre, Eurer Kraft zu widerstehen. Quält mich aber nicht länger! seid barmherzig, wenn Ihr irgend einmal auf Barmherzigkeit rechnen wollt! denkt, daß mein Leben mir überhaupt nur eine Qual war. Ja, ich habe dem Schmerz nicht widerstanden, nicht zu widerstehen vermocht. Die Narben, die Ihr an meinem todten Körper finden werdet, sind die Beweise, daß ich nicht — — Was rede ich weiter. Hier knie ich, und erwarte von Eurer Hand den Tod."

„Er wird Dir werden," versetzte Cartouche: „Wie er ihr aber nahen soll, darüber sollt Ihr entscheiden, die Ihr vervehmt seid, Ihr, die Ihr außerhalb des Gesetzes stehet, Ihr, deren Leben ein Nichts, wenn der Verrath sich in unsere Reihen wagen darf."

Ein dumpfes Gemurmel lief durch die Versammlung. Dann trat Joseph Lami, seine Maske vom Antlitze nehmend, aus ihr hervor: „Die Meinungen scheinen sich um den Strick zu vereinigen; aber Dein ist das Recht, der Du unser Haupt."

Um die Lippen Marguerite's zuckte ein Lächeln; sie hatte wohl von Anfang an das Gericht als eine

Komödie betrachtet, die Cartouche aus irgend einem Zwecke ersonnen hatte und spielte. Freilich war sie dann in Zweifel gefallen, aber jetzt entschwanden dieselben.

Cartouche hatte das Lächeln gesehen, und noch finstrer wurde seine Stirn.

„So bringt sie zu dem Steine.“ Er zeigte auf den Schiefertisch und trat zu demselben, den Dolch ergreifend. Marguerite erbleichte, sie sträubte sich, wurde aber zu der Tafel geschleppt. Sie schrie laut auf, als Dominique das Messer erhob und schloß die Augen. Es lag aber nicht in der Absicht des Räuberkönigs, sie mit einem Stoße zu vernichten, er schnitt, ohne ihr die Haut zu ritzen, die Kleidung ihres Oberkörpers entzwei. Aufathmend öffnete Marguerite die Augen; sie hoffte wieder. Ein grimmig verächtliches Lächeln lag auf dem Antlitze Dominique's. Er winkte.

Die Männer, welche Marguerite gebunden, wollten sie auf den Tisch legen; aber hatte sie bisher wenig Widerstand geleistet, so stemmte sie sich jetzt gewaltig, indem ein kreischendes Hülfegeschrei aus ihrem Munde scholl. Vergebens war ihre Anstrengung, sie vermochte ihren Gegnern nicht zu widerstehen, man warf sie auf die Schiefertafel und hielt sie dort fest.

„Gnade! Gnade!“ kreischte sie. Kalt senkte Dominique das Eisen und zerschnitt ihr die Kehle, dann hob er nochmals den Stahl und stieß ihr denselben in die Brust. Nach einer Minute hatte Marguerite zu leben aufgehört.

IX.

Am Todestage des Königs.

Herr d'Argenson schäumte vor Wuth, als um die Mittagszeit des folgenden Tages Ernst de Villeneuve bei ihm eintrat. Was ihn in Wuth gesetzt hatte, wußte der junge Edelmann sehr wohl. Man hatte am Morgen auf dem Grèveplatze einen entkleideten, weiblichen Körper ohne Kopf an den Beinen aufgehängt vorgefunden. Daneben war eine Schrift angeschlagen, welche den Tod allen Polizeispionen anzeigte, wie er dies Weib getroffen habe, das auch den Späherweg gewandelt. Einige Stunden später hatte der Generalpolizeilieutenant eine Kiste erhalten, welche den Kopf der unglücklichen Marguerite enthielt. In dem Begleitschreiben forderte man ihn auf, sich hinfort doch keiner Weiber zu Spionen zu bedienen. Das war die Ursache seines Zornes, seiner Wuth.

„Nun, was sagen Sie zu dieser Frechheit?" rief er

dem Eintretenden entgegen: „Sie wissen doch schon, was vorgefallen? O, unerhört! Ich könnte mich selbst umbringen. Dieser nichtswürdige Hohn!“

„Sie haben Recht über diese bodenlose Frechheit außer sich zu sein,“ versetzte Villeneuve; „die Schurkerei hat ihren Kopf erhoben, wie nie zuvor: sie prahlt förmlich mit dem Verbrechen. Ganz Paris ist in Aufregung über die Schamlosigkeit der Mörder und zittert vor den Räubern, welche das wagten.“

„Daß ich sie zerreißen lassen könnte!“ knirschte Herr d'Argenson: „Was aber noch mehr — Sie erinnern sich, wie jenes Weib uns vor ungefähr zwei Jahren eine Bande verrieth, welche mich über die Erfolglosigkeit aller Bemühungen, sie zu entdecken, verspottete?“

„Sie wurde insgesammt niedergehauen.“

„Wie wir geglaubt haben; dem ist nicht so.“

„Woher wissen Sie das, Herr Generalpolizeilieutenant?“

Statt der mündlichen Antwort reichte dieser seinem Vertrauten das Begleitschreiben der Kiste, welche Marguerite's Haupt enthalten hatte, und einen anderen Brief.

„In der That scheint das von einer Hand herzurühren,“ bemerkte der junge Edelmann: „Haben Sie Herrn Parlamentsrath Lefèvre diese Schriftstücke gezeigt.“

„Und von ihm schon die Bestätigung erhalten,“ stimmte d'Argenson bei.

„Und was sagte der Parlamentsrath weiter? Ist ihm sonst nichts an der Handschrift aufgefallen?“

„Sie kennen Lefèvre — er hat merkwürdige Ansichten. Man darf, ohne in den Geruch des tactlosesten Hochverrathes zu verfallen, kaum Alles wiederholen, was er über die Lippen gebracht hat. Wichtiges, Brauchbares war es durchaus nicht für uns — gelehrte Dummheit, die sich selbst vor dem Heiligen nicht scheut.“

„Was sagte Herr Lefèvre, das so Ungeheures in sich birgt?“ fragte der junge Edelmann.

„Man könnte es lächerlich finden, wenn die Zeiten überhaupt nur zum Lächeln geschaffen wären. Da soll zwischen dieser Handschrift und der unsres erhabensten Monarchen, der leider dem Grabe zuwankt, daß schon die Frau Marquise von Maintenon ihn zu fliehen beginnt und die Vorzimmer des Palais royal nicht leer werden, während sich Alles von dem Sterbebette Ludwig's des Großen zurückzieht — da soll also zwischen den beiden Handschriften eine Harmonie bestehen — nur daß der Schreiber dieses unterrichteter sei als der Monarch. Ist Ihnen je eine solche Eigenthümlichkeit im Urtheil vorgekommen? Louis XIV. und ein Räuber!?“

Villeneuve senkte das Haupt. Nach einem Augen-

blick Nachdenken fragte er, ob der Parlamentsrath nicht sein Urtheil begründet habe.

„Natürlich," antwortete d'Argenson, der seit dem Eintritt seines Vertrauten etwas ruhiger geworden war: „Da meinte er, der Bursche habe einen unternehmenden, vor keiner Gewaltthat zurückschreckenden Geist — als ob unser Monarch nicht die Gerechtigkeit selber wäre. Vor einem Monat hätte er das aus Furcht vor der Bastille nicht zu sagen gewagt, während jetzt, wo der Ruf in jedem Augenblick erschallen kann: Le roi est mort — —"

»Vive le roi, Louis XV,« unterbrach ihn, als ob der Zufall diesen Effect absichtlich herbeigezogen, die Stimme des eben eingetretenen Parlamentsraths La Gule.

„Wie? was?"

„So eben ist Se. Majestät zu ihren Vätern versammelt worden, und der Herr Generalpolizeilieutenant ist noch nicht bei dem Herzog von Orleans, dem Regenten Frankreichs? Freund, Freund, wie unklug sind Sie! Rasch, die Trauermiene abgelegt und die Gratulation — —"

D'Argenson war keine niedrige Höflingsseele; ein treuer Diener seines Herrn, unterbrach er den Parlamentsrath: „Mein Platz ist zu Füßen der Leiche meines großen Königs, der es um Frankreich nicht verdient hat, daß man seinem Nachfolger zujubelt. Mag man mein

Amt von mir nehmen, ich werde die Thräne nicht unterdrücken, welche mir der Tod meines Monarchen entlockt. Entschuldigen Sie, ich muß sogleich in das Louvre."

„Das wird Ihnen Dubois nie verzeihen," warnte La Gule.

„Dubois ist nicht mein Gewissen," antwortete der Generalpolizeilieutenant und verließ stolz das Zimmer.

„Er stürzt sich selbst," sagte der Parlamentsrath, „und wenn Sie Lust haben, seinen Platz einzunehmen und denselben keinem Anderen zu gönnen, so fliegen Sie zu Monsieur in das Palais royal."

„Das ist Ihre Meinung nicht, kann sie nicht sein," erwiderte der junge Edelmann.

„Und warum nicht? Hat sich nicht das Parlament unter Louis XIV. gewöhnen müssen, keine Meinung zu haben. L'état c'est moi! hieß die Parole. Ich weiß nicht, ob sie fortbestehen wird, und stimme deßhalb nicht in gleichem Maße in den Jubel der Menge ein; aber das wenigstens kann man aussprechen, was Jahre lang die Brust belastet, eingeklemmt hat, daß der Verstorbene die Freiheit Frankreichs zu Boden getreten. Eisig kalt hat sein Egoismus nur seinen Willen anerkannt, als wenn er ein Gott gewesen. Sehen Sie sich um, ob das Land im Wohlstande blüht; die Kriege des Eroberers sind ihm nicht heilsam gewesen. Steuern lasten

schwer und ihre Einziehung — — Gebe Gott, daß es anders werde, daß nicht eine Zeit heraufbeschworen ist, die mit eiserner Faust das Gebäude der menschlichen Einrichtungen zusammenwirft."

„Herr Parlamentsrath, diese Sprache!"

„Ist noch nicht gehört worden und wird vielleicht auch wieder unterdrückt werden; für den Augenblick kann die Zunge sich aber frei ergehen, und ich benutze die Zeit, um der so lang getragenen Last mich zu entladen."

„So erlauben Sie mir, daß ich mich entferne — meine Ohren sind solcher Worte nicht gewohnt. Freilich, wir haben auch die Zeit, wo man der Polizei offen trotzt, wie heute früh auf dem Grèveplatze."

Villeneuve trennte sich von dem Parlamentsrath, der in den Bart brummend: „Als ob der Despotismus nicht solche Gräuel erzeugte" — sich auch entfernte.

La Gule hatte nur zu Recht; nur aus jener Zeit ist das Treiben Cartouche's und der Seinen zu erklären. Wo die Sittenlosigkeit mit der Orthodoxie Hand in Hand geht und sich darüber der die Gerechtigkeit mordende Despotismus als Schlangenkrone erhebt, da ist die Sündfluth nahe, da bricht sie herein früher oder später — ihre Vorläuferin, die freche Gesetzlosigkeit des Verbrechens, welche der menschlichen Gesellschaft die Zähne weist. — —

D'Argenson wäre der Treue gegen seinen verstorbenen Herrn zum Opfer gefallen, wenn man seiner nicht so nöthig gehabt hätte. Gaston von Orleans, der jetzige Regent der französischen Monarchie, widerstand energisch den Zuflüsterungen mancher Günstlinge und entsetzte den Generalpolizeilieutenant nicht, suchte vielmehr durch Liebenswürdigkeit ihn ebenso für sich zu gewinnen, wie seinem Oheim Ludwig möglich gewesen war. In der That gelang es ihm. Er leistete aber seinem Vaterlande einen Dienst, daß er keine Aenderung in der Leitung der Sicherheitsbehörde eintreten ließ. Ohne das wäre Frankreich vielleicht zu Grunde gegangen.

Villeneuve war auf seinen Landsitz, seine Villa, vor den Thoren Paris zurückgeeilt, um dort den Tag ferner zuzubringen. Der junge Edelmann hatte sich hier ein kleines Elisium geschaffen. — Der Garten zeigte schon jenen Ansatz zum Baroquen, der sich nach und nach zum Rococo ausbildete, ein Name, den Frau von Pompadour später erfunden haben soll. Es ist wahr, daß das Rococo eine Ueberkünstelung, einen Standpunkt vertritt, der die wirkliche Schönheit überholt hat und darum nicht schön genannt werden kann; aber er gehört harmonisch zu jener Zeit, der eine Sündfluth folgen mußte, um mit der glänzenden äußeren Schminke, mit den aristokratischen Formen die innere Hohlheit, die Fäulniß zu vertilgen. Das Rococo gehört zu dem

Schmuck, der Eigenthümlichkeit des vorigen Jahrhunderts, und ohne seine raffinirte Sinnlichkeit und elegante Bequemlichkeit mußte der Mangel an wahrer Sitte, der sich hin und wieder mit Frömmelei umgab, noch widerlicher erscheinen, als dies wirklich der Fall. Für einen kindischen oder überfeinerten Geschmack wird das Rococo Muster des Liebenswürdigen sein, dem fortgeschrittenen Manne blickt aber aus ihm die Wolkenperrücke und der Haarbeutel und der Zopf an. Dennoch wird man sich nicht nur bald in das Rococo finden, sondern die Vorzüge seiner Bequemlichkeit anerkennen müssen: dennoch giebt seine Eigenthümlichkeit unseren Sinnen den Eindruck, als hauche aus ihr eine liebliche Fee uns die Vorzüge des dolce far niente, des arbeitslosen Genusses zu; die liebliche Fee trägt freilich Schönpflästerchen und Hackenschuhe, ein hohes Toupé und coquett aufgeschürzte Kleider, den Schäferstab in der einen und die schwülstige Ode in der anderen Hand; aber sie blickt uns so verführerisch-träumerisch in die Augen, daß wir ihr den Arm bieten, um mit ihr einen Spaziergang zu machen, oder zu einer Menuett anzutreten, der sodann die Ruhe im Baumesschatten oder in großgeblümten Möbeln folgt.

Das ländliche Besitzthum des Herrn de Villeneuve bestand aus einem ziemlich großen Garten im Rococogeschmacke mit verschnittenen Hecken und Bäumen, mit

Amoretten, deren sehr fleischige Glieder ihre irdische Herkunft nur zu deutlich anzeigten, und dergleichen Statuen und Grotten, und aus einer Villa, die ganz zu dem Garten paßte, obwohl sie eher klein genannt werden konnte. Eine Mauer umgab das Ganze auf mehr als drei Seiten, nur vor dem anderen Gärtchen zwischen Landhaus und Straße, dem Vorplatz, zog sich ein eisernes Gitter.

Die Villa selbst war zweistöckig. Das untere Stockwerk bestand aus einem Salon, dem Empfangs- und dem Speisezimmer; das obere bewohnte Villeneuve mit seiner Maitresse ebenfalls, indem dort das Schlafzimmer, wie das Arbeitsgemach des jungen Edelmannes, und andere Räume sich befanden, die nicht größer als die eben genannten Gemächer waren. Hierher zog man sich des Abends, wenn kein Besuch die Einsamkeit belebte, zurück.

Die drei Mansardenstuben bewohnten die Dienstboten des Hauses: der Koch, der Kammerdiener und die Zofe: Ersterer ein ältlicher Mann, der Zweite auch schon lange über die Jahre der Jugend hinaus, aber noch immer von jener Elasticität, die dem Franzosen, in dieser Stellung besonders, mit Recht zugewiesen wird. Beide waren alte Diener des Hauses Villeneuve. Nanette, die Zofe, diente der Maitresse, so lange diese mit Ernst liirt war, also fast Jahresfrist; sie war klein, rasch, gewandt

und etwas mager, übrigens ihrer Herrin Marie Courbier sehr zugethan, die Madame genannt wurde.

Marie Courbier war die Tochter eines Finanzbeamten, der Unterschleife gemacht und sich durch die Flucht den Händen der Gerechtigkeit entzogen hatte. Sie war von ihm in sehr bedürftiger Lage zurückgelassen worden. In derselben hatte sie Herrn de Villeneuve kennen gelernt und war seine Maitresse geworden. Sie war ein hübsches Mädchen, auf dessen Besitz er stolz war — er gewährte ihr die Mittel, ihre ziemlich kostspieligen kleinen Bedürfnisse zu befriedigen: das waren die beiden Punkte, welche die Beiden verbanden; die gegenseitig zur Schau getragene Neigung beruhte zum Theil nur auf Sinnlichkeit, zum Theil auf Komödie. Wäre ein anderer Herr gekommen, der Marien mehr geboten, sie würde Ernst im Augenblick verlassen haben, ohne den geringsten Kummer zu empfinden, und er würde sich auch in dem Arm einer Anderen sogleich getröstet, ja das Verschwinden seiner Geliebten gern gesehen haben, gesetzt, daß die Nachfolgerin eben solche oder noch größere körperliche und gesellschaftliche Vorzüge besaß. —

Als Ernst in seine Villa zurückkehrte, dinirte er mit seiner Maitresse. Er war dabei einsilbig, und Marie ward endlich auch der Anstrengung müde, das Gespräch in Fluß zu erhalten. So kam es, daß der zweite Theil des Mahles in völliger Stille und mit größerer Eile,

als damals gewöhnlich, eingenommen wurde. Als das Desert beendet, fragte sie, ob er keine Lust habe, eine Partie Piquet mit ihr zu spielen.

„Nein, meine Liebe," antwortete er, „ich bin heut zu zerstreut; der Tod Sr. Majestät hat mich ergriffen. Erlauben Sie daher, daß ich mich in die Einsamkeit zurückziehe und mich da sammle." Bei diesen Worten küßte er ihr die Hand und ging in den Garten.

„Wahrhaftig, Nanette," bemerkte sie zu der Zofe, „er ist heut unausstehlich langweilig. Wie kann einem Menschen nur das Ende dieses alten, frömmelnden Königs zu Herzen gehen. Oder hat er vielleicht Geldverluste gehabt?"

„Ich weiß es in der That nicht," antwortete Nanette; „aber Herr von Villeneuve ist heut wirklich sehr sonderlich. Madame sollte es aber, wie ich meine, leicht sein, Alles, was Sie wissen wollen, zu erfahren."

„Ja, wenn er nicht solch ein Eisenkopf wäre," versetzte sie: „Da glaubt man ihn völlig in der Gewalt zu haben und findet plötzlich, daß alle unsere Freundlichkeit doch an seinem Willen, seinem Eigensinn gescheitert ist. Nanette, ich sage Dir, daß diese Lage wirklich unerträglich ist."

„So sollten Sie dieselbe ändern. Wie mancher liebenswürdigere Edelmann würde sich darnach sehnen, an Herrn de Villeneuve's Stelle zu sein."

„Kind, das verstehst Du so wenig, wie der Blinde die Farben.“

„Gut. So spielen Sie eine Intrigue, um sich die Zeit zu vertreiben. Liebesabenteuer hinter dem Rücken des Herrn schmecken am süßesten.“

„Läßt Du Dir vielleicht hinter dem Rücken Deines Karl den Hof machen, daß Du so etwas verstehst? Hüte Dich, damit der Gärtner nicht dahinter kommt — ich glaube, daß er alle Rücksicht vergißt und Dir die Schwere seiner Hand auf die klarste Weise an den Tag legt.“

Nanette rümpfte bei dieser Bemerkung ihrer Gebieterin die Nase und fragte sodann ungezogen, ob Herr de Villeneuve unter gleichen Umständen ebenso handeln würde. Ein stolzer Blick wies sie in die Schranken zurück.

„Du vergißt, daß Herr de Villeneuve ein Edelmann und ich Deine Herrin bin.“

Nanette senkte ihren Kopf und gestand demüthig ein, daß sie mit ihrer Zunge gefehlt habe, fügte jedoch hinzu, daß ihr Rath gar nicht so übel gewesen sei; denn eine junge schöne Dame dürfe nicht so vernachlässigt werden, die bedürfe Liebe, wie die Pflanze des Sonnenlichtes. Madame erschiene ihr wie die von der Luft abgeschiedene Blume; die Schönheit leuchte freilich hervor, aber man wisse nicht, ob diese Abgeschiedenheit, diese Einsamkeit

nicht ihr den bezaubernden Duft rauben könnte. Gott habe die Häßlichen nur für das „Nicht gesehen werden" geschaffen, wen Er so wie ihre Herrin begünstigt, sei nicht für den Kerker, die Nonnenzelle bestimmt.

Der Beifall, den die Zofe ihren Reizen geweiht, hatte Marie bezaubert und gewonnen, ja sie hörte es gern, daß Nanette schon einen jungen, schönen Edelmann, der als Lieutenant in der Garde diente, in Bereitschaft hatte, und daß derselbe sich am Abend in dem Garten einstellen werde, zu dessen Hinterpforte er den Schlüssel besitze. Sein Name sei Alexander du Chatelet und seine Heimath Poitiers.

Villeneuve's Geliebte konnte nach dieser Mittheilung sogar den Augenblick nicht erwarten, wo es zu dunkeln begann; dann pflegte sich Ernst auf sein Zimmer zurückzuziehen und dort bis lange nach Mitternacht zuzubringen. Diese Zeit konnte sie, ohne daß es auffiel, im Garten verweilen, zumal die Luft mild und warm war.

„O, wie wird sich der Herr Lieutenant freuen!" rief Nanette in die Hände klatschend, während sie zugleich berechnete, in wie hohem Maße sich die Freigebigkeit des Herrn du Chatelet zeigen werde.

Als es dunkelte, kam Ernst in den Salon, wechselte nur wenige Worte mit seiner Maitresse und wollte sich sodann zurückziehen, wie er gewohnt war, als Marie

in eigensinniger Laune ihm Vorwürfe nachrief, daß er sie kaum mehr ansehe.

„Du hast Recht," sagte er umkehrend; „ich bin zu vielem Tändeln nicht geschaffen; aber heute, glaube ich, thut mir in der That Gesellschaft wohler, als die Einsamkeit."

„Und weßhalb gerade heut? Ist Dir etwas Wichtiges begegnet?" fragte Marie.

„Nicht mir allein! Ganz Frankreich sollte seine Stirn verhüllen; ist ihm doch ein Stern untergegangen, der ihm so lange seine Bahnen vorgewiesen und erleuchtet hat. Heut, am ersten September, wie ich Dir schon gesagt, hat der glorreichste Monarch seine Seele ausgehaucht."

„Nichts weiter!" erwiderte sie, „ich hatte geglaubt, daß Du viel im Spiel verloren."

Die Stirn des jungen Edelmannes verdunkelte sich. „Pfui, Marie," rief er aus, „schämst Du Dich nicht, so zu denken? Ich weiß wohl, daß die große Menge jubelt, daß der Pöbel vielleicht seine Zotenlieder singen wird, daß selbst Verständigere große Hoffnungen auf den Herzog von Orleans setzen und sich nicht bei der Regentschaftsfrage an dem Testamente des großen Todten halten werden; aber Dir hätte ich eine edlere Gesinnung zugetraut."

„Nun, ich wüßte nicht, weßhalb ich tiefe Trauer an-

legen sollte," sagte sie in spitzigem Tone: „Ist der König mein Vater, mein Geliebter gewesen? hat er mir je einen Schmuck geschenkt?"

Ein verachtungsvoller Blick traf sie. Sie erschien dem wackeren Edelmann in diesem Augenblick zu niedrig, um sie selbst mit Füßen zu treten, und unwillig verließ er den Salon, die Thür heftig hinter sich in das Schloß werfend, daß Marie zusammenfuhr. Da eilte Nanette herbei.

„Prächtig, himmlisch! der ist von Ihnen zurecht gewiesen, daß ihm die Lust vergehen wird, Sie zu stören."

„Meinst Du?" fragte Marie: „Aber wie sehe ich aus, Kind?"

„Wie ein Engel — der Herr Lieutenant wird entzückt sein," antwortete das Kammermädchen: „Kommen Sie nur in den Garten! er muß sogleich erscheinen."

„Und doch ist es ein Unrecht, ein Betrug, den ich Villeneuve spiele," meinte Marie.

„Dem Bären, dem mürrischen Klotze! Ach, Madame, wie himmlisch Sie waren, als Sie ihn in Betreff des alten Königs zurecht wiesen! Ich wette, er schäumt vor Wuth. Wie seine Faust sich ballte, wie finster er d'rein blickte, daß Sie sich unterstanden, eine andere Meinung zu haben. O, der Despot! der Tyrann! Und solcher Gewaltherrschaft wollten sie noch eine Gewalt über sich einräumen?"

„Du magst Recht haben; aber im Grunde sind alle Männer Tyrannen und behandeln uns als Sclavinnen, die sich in ihren Willen fügen müssen, mag derselbe auch unvernünftig sein. So war auch mein Vater, über den ich meine Mutter oft bitter weinen sah.“

„Ach, Madame,“ versetzte Nanette, „das ist doch nicht immer der Fall. So bin ich fest überzeugt, daß mein Charles sich stets unter das Pantoffelholz beugen wird. Sonst würde ich dem Gärtner auch nicht die Ehre anthun wollen, ihn zu heirathen. Und auch Herr du Chatelet wird zu Ihren Füßen — —“

„Unvorsichtige Schwätzerin,“ unterbrach Marie die Rede: „denkst Du nicht daran, daß diese Mauern vielleicht Ohren haben, daß ich verloren bin, wenn Ernst davon erfährt.“

„Ohne Furcht, Madame,“ erwiderte Nanette: „Koch und Kammerdiener sind auf dem Sprunge, auf einige Stunden zu Weine zu gehen, und mein Gärtner sollte seine Ohren in Acht nehmen, wenn er sie zu etwas gebrauchen würde, was mir nicht besonders paßte. Was aber den Brummbären betrifft, so verläßt er sicher sein Zimmer nicht sobald. Im Garten werden wir freilich — —“

„Ja, komm in den Garten!“ fiel Villeneuve's Geliebte ein, die kaum ihre Neugier des versprochenen Anbeters wegen zu zügeln vermochte.

Als die Beiden mehrere Gänge durchschritten hatten und in den Theil des Gartens kamen, der durch Boskette und künstliche Anlagen am schattigsten war, trat ihnen ein Mann entgegen, den Nanette sogleich für Herrn du Châtelet erkannte. Derselbe war von hoher Figur und schien, wie auch wirklich der Fall war, angenehme Gesichtszüge mit feinen Manieren und angeborner Grazie zu verbinden.

„Verzeihung, daß ich hier eingedrungen," redete er ein Knie beugend Marie an; „aber es trieb mich, der Schönheit meine Huldigung darzubringen."

„Um Gottes Willen, mein Herr! wer sind Sie? Wenn man uns überraschte?"

„O, fürchten Sie nichts; Ihre treue Nanette sorgt für Sicherheit. Wer ich bin, fragen Sie mich? Ein Unglücklicher, wenn das Sonnenlicht Ihrer Augen mir nicht lächelt, der glücklichste Sterbliche unter dem Himmel, wenn Sie mir Ihre Hand zum Kusse reichen."

„So stehen Sie doch aber auf," sagte Marie, der das Ueberschwengliche seiner Worte schmeichelte.

„Erheben Sie den von der Macht Ihrer Schönheit in den Staub Geschleuderten," entgegnete er.

Sie reichte ihm die Hand, die er aufspringend mit Küssen bedeckte.

„Ich sollte mich vor Ihnen fast fürchten," bemerkte sie, „vor dem Sturme in Ihnen."

„Befehlen Sie und der Orkan wandelt sich zum Zephyr."

„Ihre Worte sind so süß, so gewählt, als ob Sie ein Poet wären."

„Ist nicht die Liebe die Mutter der Dichtkunst? Wer könnte unempfindlich bleiben, wenn er wie ich so glücklich ist, Arm in Arm mit Ihnen, von den Sternen beneidet zu werden." Arm in Arm war eigentlich unrichtig; der in der damaligen Modesprache redende Lieutenant der Garde hatte weit ungezierter als seine Rede sie leicht umschlungen. So wandelten sie dahin einer Grotte zu, die in der Nähe der Hinterpforte angebracht war.

Wie wir gesehen, hatte der Krieger einen leichten Sieg errungen: kosend saßen die Beiden in der Grotte. Eine Stunde mochte so verflossen sein, da erhellte es sich plötzlich um die Gruppe. Vor ihnen stand aber eine finstere drohende Gestalt.

XI.

Der Ueberfall.

„Mein Gott! Ernst!“ rief erschreckt die treulose Maitresse des jungen Edelmannes aus.

„Erkennst Du mich wirklich, nichtswürdige Dirne?“ schnaubte dieser sie an: „Schlange, die ich vom Abgrunde zurückgerissen und die mich verräth! — Hierher, Charles, mit Deiner Laterne, daß ich auch den Schuft erblicke, den Marder im Taubenhause, ehe ich ihn mit Prügel sammt seiner Metze hinausjage.“

Ehe aber der Gärtner, der Verlobte Nanette's, den Willen seines Herrn ausführen konnte, war Alexander du Chatelet aus der Grotte getreten und hatte seinen Degen gezogen.

„Mein Herr,“ sagte er, „ich warne Sie, nicht länger diesen Ton beizubehalten, den ein Offizier nicht erträgt. Also fein höflich oder mein Degen fliegt Ihnen in zwei Secunden um die Ohren.“

Wenn der Gardelieutenant auf die Muthlosigkeit seines Gegners gerechnet hatte, so war die Täuschung auf seiner Seite; denn in demselben Moment blinkte auch Villeneuve's Klinge im Scheine des zwischen Wolken hervortretenden Mondes. „Wohl, mein Herr," sagte Ernst, „mir eben zur gelegenen Zeit. Vertheidigen Sie sich."

Die beiden Gegner waren wohl gleich gewandte Fechter; Alexander hatte aber den Vortheil größerer Kraft, während Ernst nur seiner von Minute zu Minute eisiger werdenden Ruhe es verdankte, die immer hitzigeren Ausfälle des Lieutenants zu pariren.

„Mein Herr, Sie werden sich Blößen geben, wenn Sie sich so ungewöhnlich ereifern," bemerkte er.

„Lassen Sie die Worte ruhen, wo die Schwerter klirren," versetzte wüthend der Offizier: „ich wette, daß Sie bald Ihre Warnung bereuen werden. Das Ihnen!"

„Nicht doch, Sie haben die Luft verwundet, was eine Verschwendung genannt wird."

Du Chatelet erwiderte nichts, sondern griff stets von Neuem und immer heftiger an. Marie hätte sich gern zwischen die Streitenden gestürzt; aber der Gärtner, der sie verrathen hatte, hielt sie zurück. Mit ungemeiner Schnelligkeit wechselte nun Stoß mit Stoß — da flog plötzlich Alexander's Klinge in die Höhe und Villeneuve's Degen durchbohrte die Brust des Gegners.

Derselbe breitete die Arme weit aus einander und sank zurück.

„Du wirst in Zukunft nicht mehr auf fremdem Jagdrevier Deiner Lust nachgehen," sagte Ernst. Dann wandte er sich zu seiner Maitresse, die das Gesicht mit den Händen bedeckend auf die Kniee gesunken war: „Nun zu Dir, girrendes Täubchen, schaamlose Dirne."

„Gnade! Gnade!" kreischte sie, sich zu seinen Füßen windend: „Tödte mich nicht, Gnade!"

„Thörin, glaubst Du, daß ich meinen Degen mit Deinem Blute besudeln werde? Solcher Canaille gehört höchstens die Hetzpeitsche von der Hand des Stallknechtes. Doch auch das nicht. Charles, pack sie und wirf sie durch die Thür hinaus, durch welche dieser Todte gekommen ist. Geht sie von da nicht gutwillig, so jage sie mit Deinem Hunde fort. Hast Du verstanden?" Ernst wandte sich und verließ den Kampfplatz.

„Nun, Madame, haben Sie verstanden?" fragte Charles, und er faßte ziemlich rauh ihren Arm.

„Rühr mich nicht an, verrätherischer Schuft!" schrie sie sich von ihm losreißend.

„Hoho, nur ruhig, Schätzchen. Wo der Verrath steckt, das ist die Frage, die ich nicht zu lösen brauche. Vorwärts, oder — —"

Marie sah die rauhe Hand des Gärtners sich ballen, der die in Ungnade gefallene Maitresse seines Herrn

durchaus nicht fürchtete, und sie schlug einen anderen Ton an: „Aber bedenkt doch, daß Nanette —"

„Die wird ihr Theil bekommen, wenn ich Sie hinausbefördert, und das verspreche ich Ihnen, die Lection wird sie nicht vergessen, und wenn sie hundert Jahre alt würde."

„Und er?" Sie deutete schaudernd auf den jungen Offizier.

„Die Leiche liegt bis morgen da ganz gut. Dann wird der Herr schon verfügen. Und nun nicht viel Flausen gemacht; da geht der Weg. Vorwärts!" Der treue, aber rohe Bursch ergriff sie beim Arm und riß sie mehr, als daß sie ging, zu der Hinterthür des Gartens. Marie wankte einer Ohnmacht nahe; aber Charles nahm darauf keine Rücksicht, er riß die nur angelegte Thür auf und stieß sie über die Schwelle.

„Und nun packt Sie sich fort, sonst hetze ich Sultan auf Sie," rief er: „Sie weiß, was Herr de Villeneuve befohlen und hat sich darnach zu richten."

„Und was hat Herr de Villeneuve befohlen?" fragte eine Baßstimme, und eine dunkle Gestalt tauchte aus dem Schatten der Mauer vor ihm auf. Die ungewöhnliche Erscheinung eines Mannes hätte einen Anderen erschreckt; aber Charles besaß nicht die Nerven einer Salondame, die vor einer Maus in Ohnmacht fällt.

„Was er befohlen?“ entgegnete der Gärtner ziemlich ruhig: „die falsche Person da hinauszuwerfen, wo ihr Schatz hereingeschlüpft ist, wenn Sie Einer darnach fragt, mein Herr.“

„Ihr scheint mir ziemlich kurz angebunden,“ versetzte der Fremde, „werdet doch aber mir den Bericht nicht versagen, wer jene junge Dame sei, die ihr auf Eures Herrn Geheiß herausbefördert.“

„Nun, seine Maitresse, wie man das in den höheren Kreisen nennt, die ihm die Treue brach. Dabei hat sie Herr de Villeneuve betroffen, ihren Liebsten gespießt und sie fortgejagt. Das ist die Geschichte!“ Und ehe der Fremde es verhindern konnte, zog Charles die Thür zu und schob den Riegel vor.

Der Fremde wandte sich nach Marien um; dieselbe war ohnmächtig zu Boden gesunken.

„Ein reizender Körper,“ monologisirte er, „ganz wie einst Marguerite war, hübsche, volle Formen. Teufel, was schere ich mich darum — die Dirne hat mit ihrem Gekose fast meine heutige Absicht über den Haufen gestoßen. Nun, fällt er nicht lebend in meine Hände, so mag es meinethalben auch todt sein.“

Ohne einen Blick auf die Hingesunkene zu wenden, trat er wieder in den Schatten der Mauer zurück. —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Villeneuve war auf sein Zimmer gegangen und dort verschränkten Armes auf und nieder gewandelt. Seine Stirne war wie ein drohender Gewitterhimmel. Es war nicht der erste Zweikampf, den er ausgefochten, nicht zum ersten Male hatte sich seine Klinge mit dem Herzblute seines Gegners gefärbt. Auch tadelte er sich nicht, daß er die Brust des Feindes durchbohrt hatte. Anderes umdüsterte seinen Sinn: die Untreue des Weibes, das er, wie er meinte, mit Wohlthaten bedeckt hatte, Mariens Undankbarkeit. Er hätte sie jetzt mit den Zähnen zerreißen mögen, sie anspeien vor der Welt — er knirschte; es litt ihn nicht im Zimmer.

Als er den Garten wieder betrat, kam ihm ein versöhnlicher Gedanke. Er hatte der Leiche seines Gegners wegen keine Bestimmungen getroffen und kannte die Rohheit seines treuen Gärtners zu wohl, um nicht zu besorgen, daß derselbe den Leichnam mindestens da liegen lasse, wo Alexander gefallen. Das durfte nicht sein, die Ueberreste des Lieutenants durften nicht länger unter freiem Himmel liegen.

Ehe Ernst jedoch die Stelle erreichte, wo das Duell stattgefunden, sah er plötzlich Charles dem Hause zueilen. Er vertrat ihm den Weg. „Was hast Du?" fragte er ihn.

„Gnädiger Herr, um Gottes Willen, ich komme Sie zu warnen, in einer Minute werden sie hier sein."

„Wer?“

„Die Genossen des Erstochenen, wie ich glaube — eine ganze Schaar. Retten Sie sich.“

„Du bist nicht schreckhaft. Sage mir also —“

„O mein Gott, wenn Sie Zeit verlieren, sind Sie verloren — wir sind umzingelt.“

„Du meinst wirklich — —“

„Eine Belagerung, ein Sturm!“

„Thorheit!“

„So wahr der Himmel über mir!“

Nur einen Moment senkte Ernst de Villeneuve das Haupt, dann sagte er: „Wohl, verbirg Dich, mein Junge — mich sollen sie bereit finden, sie zu empfangen.

„Ich stehe zu Ihnen, so lange ein Hauch noch in meiner Brust ist.“

Die Beiden flogen rasch dem Hause zu. Die Lichter erloschen im Salon wie auch in dem Zimmer des jungen Edelmannes, die Thüren wie die Fensterladen wurden geschlossen. Eine Minute nachher durchhuschten einzelne dunkle Gestalten von Baum zu Baum schleichend den Garten.

„Wer da?“ ertönte es aus dem Fenster des Gemaches, welches Ernst als Arbeitszimmer sich erwählt hatte: „Wer da? Sprecht, oder ich gebe Feuer.“

Niemand antwortete — der Garten lag ruhig im Mondenscheine da.

Jedenfalls wäre es Ernst lieber gewesen, seine Gegner zu sehen; die Stille berührte ihn wie eine die Brust belastende Gewitterluft. Anders dachte Charles der Gärtner, der unablässig schaffte, um die Treppe mit einer starken Barricade zu decken. „Noch zehn Minuten,“ sagte er, „und die Hundsvötter sollen mir nicht hinüber. Dann sind wir völlig sicher.“

Der junge Edelmann untersuchte noch einmal seine Waffen. Dieselben waren im besten Zustande, die vier Pistolen, wie die Musquete ordentlich geladen, der Degen in der Scheide gelockert. Einfacher war die Bewaffnung des Gärtners; sie bestand aus einer Hellebarde nnd einem Hirschfänger.

Minute auf Minute verstrich, dieselbe Stille blieb auf den Garten gelagert. Immer unheimlicher wurde diese Ruhe. Hätte Villeneuve nicht das Dahinhuschen der dunkeln Gestalten bemerkt, er hätte dem Bericht, daß eine Schaar gegen ihn heranziehe, keinen Glauben ferner geschenkt, kaum daß er sich selbst nicht täuschte und was er gesehen, für ein Phantom hielt.

„Fast möchte ich hinaus,“ äußerte er unwillig.

„Um Gott nicht,“ warnte Charles, „da sind Sie verloren.“

„Freilich hat das Ganze einen sehr banditenartigen

Anstrich," versetzte Ernst: „Aber diese Grabesstille tödtet mich; ich muß Leben, Geräusch um mich vernehmen." Er ergriff eine seiner Pistolen und schoß zum Fenster hinaus auf ein nahes Boskett.

Ein gellender Pfiff erwiderte den Knall, im nächsten Augenblick schlugen ein halbes Dutzend Pistolenkugeln durch das Fenster, ohne daß eine den Vertheidiger traf.

„Wetter, die Sache beginnt ernstlich zu werden," sagte dieser und trat zurück.

Im nächsten Augenblick hatte der Sturm begonnen, waren die Angreifer in dem untern Stockwerk des Hauses. Wäre nicht Charles' Barricade gewesen, Villeneuve hätte in wenigen Minuten unterliegen müssen, da er die Fenster nicht aus den Augen lassen durfte, weil man unter dem Schutze der im Hinterhalt liegenden Schützen zwei Leitern schon an dieselben aufgestellt hatte. Trotz der Schutzwehr des Gärtners war die Lage des jungen Edelmannes aber wenig beneidenswerth, ja verzweifelt genug. Das Landhaus stand sehr vereinzelt; aber selbst wenn man den guten Willen der Nachbarn, die von den Schüssen erweckt waren, als sichere Hülfe anschlug, so war diese doch unter den günstigsten Bedingungen vor einer halben Stunde nicht anzunehmen. In dieser Zeit aber mußten die beiden Vertheidiger aller Wahrscheinlichkeit nach überwunden sein.

„Wahrlich, mir kommt meine Lage," monologisirte

Ernst, „wie die eines Ertrinkenden vor, der sich nur mühsam über dem Wasser erhält, wie die eines Gehängten, dessen Strick sich nur langsam zuzieht. Besser, rasch hinüber im wilden Kampfe.“ Er ergriff die Muskete und stürzte zum Fenster. Zwei Kugeln schwirrten dicht an seinem Kopf vorüber, aus dem Laufe seines Gewehrs blitzte es auf — ein Schrei, er hatte nicht gefehlt. Wäre er nicht zurückgesprungen, die Salve, welche jetzt abgefeuert wurde, hätte ihn sicher als Opfer niedergestreckt.

„Haha!“ schrie er: „gefehlt! — ich schieße besser.“ In jeder Hand ein Pistol war er wieder vorgestürzt. Da tauchte am Fenster draußen plötzlich eine Gestalt auf, die, ehe er abzudrücken vermochte, ihn heftig umschlang, so daß er im Augenblick von seinen Waffen keinen Gebrauch machen konnte. Im nächsten Moment mußte er aber verloren sein, schon erstiegen andere Feinde die zweite Leiter.

Da von der Straße her Schuß auf Schuß und der Ruf: „die Maréchaussée!“ Die Hülfe naht, vielleicht die Rettung. Mit Aufbieten aller Kräfte gelingt es dem jungen Edelmannn sich der Umschlingung seines Gegners zu entreißen und den Hieb eines schon eingedrungenen Räubers mit der Pistole abzuwehren. Zugleich ist Charles mit der Partisane ihm zur Seite und durchrennt den Angreifer. Wüthend um sich hauend,

macht er mit seiner Waffe das Fenster frei, indem er Einen über den Schädel schlägt, den Anderen, der Ernst umschlungen hielt, nöthigt, von der Leiter hinunterzuspringen. Dadurch erhält Villeneuve Zeit, seine Pistolen zu gebrauchen; aber der Heldenmuth des Gärtners trägt ihm selbst keinen Gewinn — ein Schuß von Unten streift seinen Kopf und wirft ihn ohnmächtig zur Erde.

Jetzt Gefecht im Hause, im Garten und durch das Getöse grelle Pfiffsignale!

„En avant! Nieder mit den Räubern! Gebt es ihnen, den Schuften!" ruft der Hauptmann der Schaarwache und taumelt in demselben Augenblicke von einem Hiebe getroffen.

Darum sind aber die Polizeisoldaten nicht ohne Führer, mit gezogenem Schwerte ist Villeneuve auf die Leiter der früheren Angreifer gesprungen und stellt sich an die Spitze der Maréchaussée. —

Etwas abseits von dem Gefecht im Gebüsch stehen zwei Männer, doch so, daß sie den Kampfplatz übersehen können.

„Dominique, willst Du das Gefecht noch fortsetzen lassen?" fragt der Größere: „ich befürchte, daß wir den Kürzeren ziehen und daß, brummt nur eine Sturmglocke, wir nicht mehr durchbrechen werden."

„Du hast Recht; unsere Jungen haben noch nicht

im Feuer zu stehen gelernt, sie weichen.“ Und Dominique stampfte den Boden: „ich muß ihnen zu Hülfe kommen und sie decken. Ordne Du den Rückzug.“ Mit der Wildheit eines Tigers stürzte er sich auf die siegreich vordringende Polizeimannschaft. — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Charles war ohnmächtig zu Boden gestürzt; aber seine Betäubung dauerte nur Minuten. Dann kehrte das Leben ihm zurück und er erhob sich — das Gefecht hatte sich aus der Nähe des Landhauses in den hinteren, mehr buschartigen Theil des Gartens zurückgezogen. Er faßte nach seinem Kopfe, der ihn schmerzte, seine Hände wurden blutig, er fühlte, daß er verwundet sei. Wild schaute er um sich — die Erinnerung kam ihm zurück — er stieß einen unarticulirten Schrei aus, ein Rachegebrüll. Dann ergriff er die Waffe, welche seiner Hand entfallen war und schwang sich zum Fenster hinaus, die Leiter hinab.

Unten angekommen, lauschte er dem sich entfernenden Getöse — das Schießen hatte fast aufgehört. Der Gärtner lächelte, indem er die Partisane schwang.

„Da komme ich mit dem Ding wie gerufen,“ sagte er und stürzte in das Gebüsch.

Er kam aber doch zu spät; als er die Hinterpforte des Gartens erreichte, waren die Belagerer schon in

wilder Flucht aus dem Garten über das dahinter liegende Feld, dem nahen Walde zu.

Nur einzelne kämpfende Gruppen! Dort ganz vorn Villeneuve mit Einem im Gefechte.

Rasch flog er seinem Herrn zu Hülfe. Jetzt war er bei ihm, um den jungen Edelmann in seine Arme aufzufangen; ein Hieb seines Gegners hatte den Kopf getroffen und ihn so hingestreckt, im nächsten Augenblick floh jener auch dem Walde zu, aus dem jetzt Schuß auf Schuß hervorkrachte. —

Die Maréchaussée hielt eine weitere Verfolgung der Räuber für zu gefährlich, und gab dieselbe auf, umsomehr, da der blutige Kampf gezeigt hatte, daß die Banditen nicht bloß zu fliehen wußten: Mit Ausnahme des jungen Edelmanns, dessen Wunde nur leicht war, zählte die Schaarwache zehn Mann Verlust, unter ihnen vier Todte. Dagegen fanden sich sieben Leichen ihrer Gegner, unter denen aber nicht die des jungen Gardelieutenants zählte, die verschwunden war. Ob die Räuber Verwundete besaßen, war nicht ersichtlich, da sie dieselben fortgeschleppt haben mußten. — — —

Als der Morgen nach dem Kampfe schon graute, begab sich der Gärtner zu seinem Häuschen, das seitweits ziemlich versteckt bei den Treibhäusern lag.

„Warte, Nanette,“ murmelte er auf dem Wege dahin in den Bart, „das werde ich Dir anstreichen, Du

Nichtsnutz, — und Du sollst es nicht vergessen, so lange Du lebst."

Er öffnete die Thür seiner Wohnung, in der sich die Zofe befinden mußte; dort hatte er sie in dem hinteren Gemach, welches ohne Fenster war und ihm zur Schlafstube diente, eingeschlossen. Er fand sie auch vor, oder vielmehr sie flog ihm entgegen und hing sich an seinen Hals, um ihm von ihrer Angst liebkosend zu erzählen.

„Sachte, mein Kind," sagte er, sich aus ihren Armen losmachend: „Zuvor habe ich ein ernstes Wort mit Dir zu reden. Setze Dich einmal dort ruhig hin. So! — Du weißt doch, was Du gemacht."

„Nun, was denn, Monsieur Charles?" fragte sie, einen spitzen Ton anschlagend.

„Du weißt es nicht, so werde ich Dein Gedächtniß auffrischen." Und er langte von einem Haken einen Strick herab, den er mehrfach zusammenlegte.

„Du willst mich schlagen," schrie das Mädchen — der Gärtner nickte. — „Das sollst Du Dich unterstehen, ich werde es Herrn de Villeneuve klagen."

„Ruhig, mein Mäuschen, Herr de Villeneuve würde Dich als im Einverständniß mit den Banditen der Polizei übergeben, die Dich aufhängen ließe."

„Ich im Einverständniß mit Banditen — Madame wird — —"

„Vielleicht selbst in einigen Tagen vor dem Gerichte stehen. Es war sehr unrecht, daß ich sie auf Befehl des Herrn hinauswerfen mußte — — die Polizei wird sie indeß schon wieder einfangen und von ihr erfahren, wer ihr Liebhaber gewesen. Himmel und Hölle, uns die Räuber auf den Hals zu hetzen."

„Aber er ist ja kein Räuber, es ist der Lieutenant der Garde Herr Alexander du Chatelet," verbesserte sie, „ein Herr, dessen Erscheinen genügen wird, alle Beschuldigungen niederzuschlagen."

„Sein Erscheinen?" erwiderte Charles: „ich habe noch nie gehört, daß die Todten wiederkommen, und erlebt habe ich es erst recht nicht. Ich zweifle aber, wenn solch ein Wunder passirte, sich ein solches Ammenmärchen erfüllte, daß ein zweites Wunder ihn von der Gemeinschaft der Männer weißbrennen würde, denen ich meine Wunde verdanke. Wahrhaftig, wäre nicht zum Glück die Maréchaussée — —"

„Charles, Du bist in der That verletzt. Ach, Du armer lieber Junge," unterbrach ihn Nanette.

„So? Du bedauerst mich," versetzte er, „Du, die mit dem Weibsbild, Deiner Herrin, uns das Gesindel auf den Buckel gehetzt hast? Donner, die Schufte waren echte Mordbrüder, haben sich mit uns geschlagen, als ob es ganz ehrbare Leute wären und nicht Diebe, Gauner, die das Licht scheuen müssen."

„Aber ich verstehe von dem Allen kein Wort. Ich hörte wohl schießen und bin in Todesangst gewesen.“

„Wir in Todesgefahr. Gott sei Dank, daß ich solch einen dicken Schädel habe, dem der Streifschuß nichts anhaben konnte; in wenigen Tagen wird das verharrscht sein! Etwas länger wird wohl Herr de Villeneuve laboriren, der auch nur von Glück zu sagen hat, daß er mit dem Leben davon gekommen ist.“

„Das muß ja eine wahre Schlacht gewesen sein,“ bemerkte Nanette.

„Und das eine ganz gehörige,“ erwiderte er, „und da siehst Du wohl, daß ich Dir einen Denkzettel geben muß, den Du sobald nicht wieder vergißt. Sträube Dich also nicht, mein Täubchen.“

„Du willst mich, Deine zukünftige Frau, schlagen?“ mich, die Unschuldige?!“ rief Nanette.

„Na, von der Heirath scheint es mir noch ziemlich fern zu sein,“ entgegnete der Gärtner; „denn ich werde doch nicht eine Räuberdirne ehelichen; ob es aber mit Deiner Unschuld drei Schritte nur links sind, das ist noch die Frage. Das Ganze, was ich für Dich thun kann, ist, daß ich Dich nicht in die Hände der hohen Polizei fallen lasse, daß ich meine einstige Braut in la Force nicht sehe. Aber Deinen Denkzettel — —“

„Du willst Dich also von mir trennen, willst nichts mehr von mir wissen,“ sagte sie, indem die Thränen ihr

die Wangen herunterliefen, „und doch habe ich nur — — Ja, schlage mich, schlage mich — — es ist doch all eins — — Nein, schlage mich nicht mit dem Strick, häng mich lieber auf. Charles, das habe ich wahrhaftig nicht verdient, daß Du mich verstoßen willst. O, wenn das Alles ist, wie Du meinst, so hat der junge Offizier mich getäuscht und sollte es verantworten. Ach Gott! ich Unglückselige!“

Der Gärtner war ein roher Bursche; da er aber ihre Thränen in ganzen Strömen hervorstürzen sah, wurde sein Herz weich: er hätte es jetzt nicht über sich vermocht, seine frühere Absicht auszuführen.

„Also getäuscht bist Du?“ fragte er in weicherem Tone: „getäuscht von dem Todten, den mein Herr so trefflich gespießt hat, daß es eine Freude war. Du wirst das schwer beweisen können.“

„Nein, lieber, liebster Charles,“ entgegnete sie: „bringe mich zu Herrn de Villeneuve, und Du wirst sehen, daß ich nicht Schuld besitze. Freilich habe ich ein paar Rosenoble von ihm angenommen und ihm die Hinterthür geöffnet. Ach, hättest Du aber gehört, wie er gesprochen — Du hättest das auch gethan. Bei allen Heiligen, ich werde die reine Wahrheit sagen, und Ihr werdet mich sämmtlich entschuldigen.“

„Das würde Dir doch ein wenig schwer halten,“ bemerkte Charles ungläubig.

„Durchaus nicht, liebster Freund. Und wenn Einer es nicht thut, so kannst Du mich schlagen, wie Du willst — ich will es geduldig ertragen, ohne Klage, ohne Murren."

„Fast könnte man Dir glauben, kleine Maus," meinte der Gärtner und warf den Strick bei Seite.

„O gewiß, gewiß! bringe mich zu Herrn de Villeneuve und Du wirst sehen, daß — —"

„Geduld, Geduld, Nanette," sagte der Gärtner, „ich glaube kaum, daß Du ihn sehen kannst; wie gesagt, er ist verwundet, freilich nicht zum Tode, aber nur durch einen glücklichen Zufall. Der Schurke hatte die beste Absicht, ihn in die andere Welt zu befördern; der Hieb hat jedoch nicht vollgetroffen, da sich die Klinge gedreht hat, wie es scheint; denn sonst wäre er nicht mehr."

„Und Du auch verwundet."

„Pah, eine Kleinigkeit, nicht der Rede werth."

„O nicht doch, Charles, Du nimmst Alles leicht. Laß mich sehen. Da setze Dich hin — ich werde Dir den Verband umlegen. Du weißt, daß ich das verstehe. Bitte, bitte, lieber Charles, setze Dich."

„Nun," lächelte der Gärtner, „so zeige einmal Deine Kunst, Du Murmelthier." Und er setzte sich, und Nanette war um ihn herum, wie sie es noch nie ge-

wesen, daß er Alles vergaß, sie auf seinen Schooß zog und küßte. Der Friede zwischen den Beiden war gemacht.

Aber nicht nur den Liebhaber überzeugte sie von ihrer Unschuld, sondern auch Herrn de Villeneuve und die Anderen, welche sie verhörten. Da erzählte sie treuherzig, daß der Gardelieutenant Alexander du Chatelet sie getroffen, daß er sie bestürmt habe, ein Rendez-vous mit Madame zu vermitteln. Sie habe sich geweigert trotz seiner Versprechungen, habe aber das Zusammentreffen ihrer Herrin erzählt. Diese sei neugierig geworden und so habe sie den Lieutenant in den Garten gelassen, ohne zu ahnen, was für ein schlimmer Bursche er gewesen sei. Das Alles brachte sie so wahrhaftig hervor, als ob auch nicht das geringste Tädelchen daran sei — der Leser weiß, daß sich nicht Alles ganz so, wie sie sagte, verhielt.

Nanette ging rein aus ihrem Verhör, welches den Namen „du Chatelet“ in die Akten brachte.

Von diesem Augenblicke an galt der Lieutenant für einen Genossen der Räuber und alle Welt bedauerte nur, daß der Tod ihn erreicht habe und nicht die Hand des Henkers, um so mehr, da Entsetzen die Pariser ergriff, daß die Räuber selbst unter den Edelleuten der Nobelgarde ihre Genossen hätten.

Alexander du Chatelet war noch im Tode gebrandmarkt, zu einem Gehülfen der gefürchteten Räuberbande erklärt. Auf den Kopf Cartouche's, den Ernst de Villeneuve im Kampfe Mann gegen Mann erkannt hatte, ward aber die Summe von 4000 Livres gesetzt.

XI.

Alexander du Chatelet.

In dem Garten eines alleinstehenden, von der einsamen Landstraße noch abseits liegenden Bauernhauses saßen in den ersten Tagen des Octobers zwei Männer auf einer Holzbank neben einander, die in Tracht ebensowohl wie in ihrem Wesen deutlich zu Tage legten, daß sie den Pflug und die Sense zu führen nicht gewohnt waren. Beide befanden sich im frühen Mannesalter, dem Anscheine nach in der Mitte der Zwanzig. Während aber das Antlitz des Kleineren von Gesundheitsfülle strotzte, blickten die dunkelblauen Augen des Anderen ziemlich stier aus dem bleichen Gesichte, als habe er eine lange Krankheit eben hinter sich gelassen. Auch die Kleidung deutete darauf hin — ein bequemer Schlafrock umhüllte die hohe Gestalt.

„Sie meinen also, daß ich noch immer nicht im Stande bin, wieder in mein früheres Leben zurückzu-

treten? daß ich mich noch immer hier ruhen soll? Wahrhaftig, man kommt vor Langeweile um."

„Langweilen Sie sich nur noch, bester Freund; in vierzehn Tagen werden Sie es nicht mehr nöthig haben," erwiderte der Kleinere, ihn freundlich anlächelnd.

„In vierzehn Tagen, Champion? Ja, wenn ich in dieser Zeit nur nicht vor Ungeduld sterbe."

„So gewöhnen Sie sich die Ungeduld ein wenig ab und denken vorläufig nur an Ihre Gesundheit."

„Wenn das so ginge, herzlich gern," sagte der Blasse, „aber eine Besorgniß, eine Furcht hat sich in den letzten Tagen meiner bemächtigt, die ich nicht zu bannen weiß."

„Wie das?" fragte Champion.

„Ich habe auf mehre Briefe keine Antwort, die ich in der letzten Woche geschrieben habe."

„So? Sie haben Briefe geschrieben, und darf ich so neugierig sein, mich nach ihrem Inhalt erkundigen."

„Ich will vor Ihnen, meinem Retter, der wie ein Bruder an mir gehandelt, kein Geheimniß haben," erwiderte der Andere: „Sie werden begreifen, daß ich von meinen Kameraden hören wollte, wie es bei dem Regimente aussieht, was man über mein Ausbleiben sagt, und was aus dem reizenden Weibe geworden ist, die in Villeneuve's Händen zurückgeblieben. O, mich bekümmert in der That das Schicksal dieser Frau, die

der Rache eines hintergangenen Geliebten ausgesetzt ist."

„Darüber kann ich Ihnen insofern schon Kunde geben, daß Villeneuve sogleich, nachdem er Sie niedergestreckt hatte, seine Maitresse aus dem Hause jagte. Wo sie geblieben, weiß ich nicht."

„Er warf sie hülflos, ohne Unterstützung auf die Straße?" fragte du Chatelet, während finstere Wolken seine Stirn bedeckten: „er stieß sie als Bettlerin aus dem Hause?"

„In der That scheint er nicht viel Rücksicht genommen zu haben, da er sich sogar der rauhen Hände des Gärtners zur Ausführung seines Befehles bediente."

Der junge Offizier knirschte mit den Zähnen: „O daß ich erst wieder den Degen führen kann! Er soll mir Rede stehen, ich will mit ihm abrechnen —"

„Um wieder einen Stich durch den Leib davon zu tragen?" setzte Champion hinzu: „Auch steht es noch sehr die Frage, ob er sich mit Ihnen schlagen würde, oder Sie in Ketten schlagen ließe."

„In Ketten?" lachte laut du Chatelet, „mich? einen Offizier der Garde?"

Champion schaute ihn seitwärts an, dann sagte er in kaum hörbarem Tone: „Und wenn Sie nicht mehr Offizier, wenn Sie entsetzt wären?" Der Andere starrte ihn erschreckt an. „Lieber Freund," fuhr jener

fort, ich darf es Ihnen nicht länger verhehlen; man hat Ihren Namen aus der Liste der Armee gestrichen, nicht nur weil man Sie für todt, weil man Sie auch für den Genossen eines gewissen Cartouche hält, auf dessen Kopf 4000 Livres gesetzt sind."

„Cartouche? wer ist Cartouche? ich höre diesen Namen zum ersten Male."

„Das ist nicht zu bewundern; Sie sind über Monatsfrist von Paris entfernt, und Cartouche ist erst seit dieser Zeit eine allgemeine Berühmtheit."

„Sie foltern mich, daß Sie meine Frage nicht geradehin beantworten."

„Nun also, Cartouche ist im Besitze einer Macht, welche wie die des Regenten gefürchtet ist — er ist eine Art Monarch, der freilich kein Land beherrscht, aber Männer, die sich nicht zu fürchten gelernt haben."

„Also eine Art Rebell —? — und Sie sind Einer seiner Anhänger?"

„Sein treuester; ich bin Cartouche."

„Sie? Cartouche?"

„In der That."

„Sie heißen doch aber Champion."

„Ich führe so manchen Namen; mein echter ist jedoch Cartouche, Dominique Cartouche."

„Und Sie haben gegen den Herzog von Orleans

für das Testament des verstorbenen Königs die Waffen erhoben? sind im Kampfe mit der herrschenden Partei?"

„Nicht doch, mein Lieber, dafür mich zu raufen, hielt ich für einen Narrenstreich. Ob Gaston d'Orleans oder der Duc du Maine die Gewalt in Händen hat, der Eine wie der Andere ruinirt Frankreich."

„Aber wofür haben Sie denn die Waffen erhoben? doch nicht ein zweiter Jacques Bonhomme?"

„Einige Aehnlichkeit mag ich wohl mit dem guten Bauernanführer haben," bemerkte Cartouche.

„Und Sie sind noch nicht zu Boden geschlagen worden? Ihre Bauernhaufen noch nicht auseinander gesprengt? Doch Sie sagten mir von 4000 Livres, die für Ihren Kopf ausgesetzt sind."

„Und die Sie verdienen wollen?"

„Ich bin kein Undankbarer, wenn ich Sie auch als Verbrecher nicht entschuldigen kann."

„Verbrecher?" versetzte Dominique: „Das ist ein sehr unbestimmter Ausdruck. Wenn die Rebellen den Sieg davontragen, heißen Sie Erretter des Vaterlandes. Verbrechen?! Jeder will leben und lebt auf der Anderen Kosten — die Welt besteht nur aus einem fortwährenden Zusammenstoß feindlicher Elemente."

„Aber die Gesetze!" warf Alexander ein, der sich einem größeren Talente gegenüber sah, gegen dessen

schreckliche und verwerfliche Logik er freilich nicht Stand halten, aber auch nicht gut heißen konnte.

„Die Gesetze?“ erwiderte Dominique in höhnischem Tone: „Wer hat die Gesetze gemacht. Die Selbstsucht der bevorzugten Menschen, welche die Macht in Händen hatten! Die Gesetze sind die Schlagbäume, welche dem freien Geiste den Weg versperren sollen. Wer den Muth dazu besitzt, setzt sich über sie fort.“

„Um Gott!“ rief du Chatelet: „Sie sind auf dem Wege den Raub, den Diebstahl gut zu heißen.“

„Richtig, mein Freund,“ entgegnete Cartouche: „Die großen Feldherren und Könige, welche Länder erobern, preist die Zunge des Volkes, und doch gehört ihnen der Raub nur unrechtmäßig.“

Alexander schwindelte bei dieser Philosophie. „Von solcher Seite hat wohl noch Niemand die Sache angeschaut,“ meinte er, „und wird sie auch Niemand mehr ansehen.“

„Habe ich darum Unrecht? Ist es etwas Besseres, wenn ein Monarch einem schwächeren Gegner den Besitz abnimmt, den er zu seiner Ernährung gar nicht braucht, als daß ein armer Teufel ein Brot stiehlt, welches ihn vom Hungertode errettet? die ganze Menschheit ist eine Räubergesellschaft. Recht und Moral und Religion sollen aber durch Gesetze wirken und die

Menschen bekehren. Frommer Wunsch, der nie ausgeführt werden kann; denn die Gesetze — —"

„Aber ohne dieselben schlägt der Bauer den Edelmann nieder."

„Und ist der Bauer weniger Mensch als der Edelmann? In der ganzen Natur gilt das Gesetz der größeren Stärke, der höheren Kraft. Der Geier frißt die Taube, wie der Edelmann den Bürger und Bauer tritt, so lange diese es sich gefallen lassen. Wachsen die Fittiche, so kann es auch umgekehrt kommen."

„Gott steh uns bei."

„Und mit demselben Recht ruft der Unterdrückte den Himmel um Schutz an, wenn er nicht den Muth besitzt, die ihn fesselnden Bande zu sprengen."

„Sie machen mich mit ihren Worten schaudern," warf du Chatelet ein: „Wahrhaftig man könnte Sie für einen Räuber halten."

„Und wenn ich nun ein solcher wäre."

„Nein, nein, das ist nicht, das kann nicht sein. Warum hätten Sie mich sonst vom Tode gerettet?"

„Weil Sie mich interessirten, weil — — Nun aus welchem Grunde Sie wollen. Ja, du Chatelet, ich bin ein Mann, der außer dem Gesetze steht, weil er sich auf seine Weise regt. Ich verdenke es ihr nicht, daß die Welt mich deßhalb haßt; sei sie nur ebenso gerecht und erlaube mir, die Welt auch ein Weniges zu hassen, ihr

Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Da schreit man über meine Thaten, weil ich diesem und jenem reichen Geizpilz seine Kisten leere und Niemand beachtet es, wie er seine Reichthümer durch Wucher und mehr dergleichen erworben. Da schieße ich im Angriff einen Schuft durch den Kopf, weil er sich mir nicht fügen, sondern seine Kraft mit der meinigen messen will, und man schlägt die That an die große Glocke. Wenn aber ein unfreier Landmann sich nicht dem jus primae noctis fügen will und sein Eigenthum vertheidigt mit der Axt, und der Seigneur ihn durch den Leib sticht oder hängen läßt, so jubelt die Welt über das Aufrechterhalten des alten Herkommens, der Gesetze. Elend, ducke Dich, schreit es rechts und links, und man schlägt auf den geduldigen Esel ein, bis er niedersinkt. Nun zum Esel hat mich die Natur nicht geformt."

„Also in der That ein Räuber, ein Galgenmann, der auf dem Schaffot — — entsetzlich!"

„Nicht doch, Werthgeschätztester, das ist gar nicht so schlimm, wie die Welt es ausschreit. Man bringt Niemanden auf das Schaffot, den man nicht zuvor sicher hat. Und ist denn der Tod durch den Nachrichter etwas so Fürchterliches? Ich will nicht an Golgatha erinnern, nicht daß die Heiligen, welche wir als gläubige Christen verehren, meistentheils geschunden, geköpft, gerädert, gebraten sind, und zwar nach den

damaligen Gesetzen. Ist nicht auch der letzte Montmorency, sind nicht Cinqmars und tausend Andere durch die Hand des Henkers gestorben? und zwar nicht durch Richelieu's Willkühr."

„Ich weiß nicht Sie zu widerlegen, aber mich ergreift ein Schauer vor Ihren Worten, vor Ihnen. Sie haben mich vom Tode gerettet — nehmen Sie dafür meinen Dank, aber länger darf ich bei Ihnen nicht weilen."

„Und wo wollen Sie hin? In die gesetzmäßige Welt? Haben Sie vergessen, daß Sie dort vervehmt, als mein Genosse schon im Voraus gebrandmarkt sind? Werfen Sie mir nicht diesen wilden Blick zu — ich habe die Lüge nicht ersonnen, der Zufall hat sie entstehen lassen, und wir Beide schreien vergeblich dagegen an. Sie sind gleich mir verworfen, gleich mir wie ein wildes Thier verfolgt."

„Ein Bandit!" stöhnte Alexander, das Angesicht mit den Händen bedeckend: „Unschuldig verworfen!"

„Das ist der Lauf der Welt, wogegen keine Klagen und Thränen helfen," versetzte Dominique: „Man muß entweder Wild oder Jäger sein — ich habe es mit dem Letzteren gehalten."

„Wild oder Jäger! — O daß Sie mich hätten sterben lassen, daß ich in der Gruft läge! mein Andenken, mein Wappenschild wäre rein geblieben. Ha,

geben Sie mir eine Waffe, daß ich mir den Schädel zerschmettere."

„Lieber Freund, Sie leiden wirklich noch an Fieberhitze."

„Meine Ehre!"

„Die Ehre der Welt, die Sie mit Füßen gestoßen hat, die Sie zu mir herschleudert? Ein Feind ehrt mich durch seinen grimmigsten Haß, den ich als Mann ihm wiederzahle. Ehre? Das ist ein fadenscheinig Ding, das zu nichts gut ist, das mir keine Mahlzeit giebt. Doch Sie sind durch Ihre Krankheit so entmannt, daß Sie meine Worte kaum vernehmen, daß Ihnen die Energie fehlt, sich zu entscheiden."

Du Chatelet blickte finster empor, sein Auge begegnete dem verächtlichen Blicke Cartouche's, er senkte es beschämt nieder.

„Bei Gott, ich bin kein Feigling," murmelte er.

„So beweisen Sie's, indem Sie sich als Mann zeigen."

Du Chatelet schwankte noch einen Augenblick, dann schrie er aufspringend: „Wohl, wohl, da hast Du mich, Teufel! ich bin der Deine!" — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Der frühere Offizier war ein Räuber geworden; aber Cartouche gebrauchte ihn nicht zu den sogenannten gemeinen Verbrechen, wie der Banditenchef es über-

haupt verstand, Jeden auf den Platz zu stellen, wo er zu wirken im Stande war. Wer den früheren Jesuitenschüler als Schurken ohne andere, als die eklen Diebestalente betrachten will, würde ein sehr verkehrtes Bild von ihm empfangen. Dominique hatte vielleicht den Bau des Ordens Loyola's im Auge, als er seinen Räuberstaat organisirte. Durch eiserne Gesetze führte er eine Disciplin ein, die in jener Zeit kaum bei dem Heere zu finden war, eine Disciplin, die nicht nur bei einer Unternehmung gehandhabt wurde, sondern stets fortbestand. So war es möglich, daß seine über Tausende zählende Bande alle Gaunerhantirungen trieb, ohne einander zu hindern. Da arbeitete der Falschmünzer dem betrügerischen Spieler in die Hände, dieser dem Taschendiebe, der dem Einbrecher, dem Wegelagerer, dem Banditen. Niemand ward verwendet, wozu ihm die Geschicklichkeit, die Lust und Liebe mangelten.

Das war das Geheimniß, wodurch es dem Räuberkönig gelang, sicher und gewandt seine Unternehmungen ausführen zu lassen, seine Streiche ungestraft zu treiben, das war das Geheimniß, daß die Gaunerei unter seiner Leitung einträglich wurde, ja daß er über bedeutende Schätze gebot.

Unantastbar, unumschränkt stand der Räuberkönig über dem Ganzen, mehr leitend, als ausführend. Und allerdings verlangte die Leitung alle Anstrengungen

Dominique's für sich, da seine geschäftlichen Verbindungen sich nach England, Spanien und Italien erstreckten, um das Erworbene auf den besten Markt zu bringen. Dadurch vermied er, daß der größte Gewinn der verbrecherischen Unternehmungen in die Hände der Hehler wanderte. Der Ausfall aber, den ihm seine Agenten kosteten, stand in keinem Betracht zu den sonstigen Abgaben der Gaunerei.

Die meisten Anekdoten seiner Thaten sind daher Fictionen, die keine Würdigung verdienen, vielleicht auch daß man das von ihm Erdachte, von seinen Leuten Ausgeführte als seine That öfter betrachtete. Nur hin und wieder erschien er auf dem Verbrecherschauplatz thätig, um durch ein brillantes Kunststück seine Bande anzufeuern oder durch eine verwegene That die erschreckte Menge staunen zu machen.

Auch Joseph Lami, seinen Lieutenant, sieht man in den nächsten Jahren selten in die Augen fallen, obgleich er wie Cartouche das fortwährende Ziel der Polizeiverfolgungen schien, die besonders in Betreff des kühnen, oder tollkühnen Räuberkönigs viel mit Blutvergießen verbunden waren, so daß die Maréchaussée kaum mehr wagte etwas gegen ihn zu unternehmen, ja daß er endlich sich sogar unverkleidet und am Tage auf den Straßen sehen ließ, ohne daß man sich auf ihn warf; kannte man doch die Unfehlbarkeit seiner Pistolen.

Wäre Villeneuve noch an d'Argenson's Seite gewesen, so wäre es wohl nicht bis dahin gekommen; aber derselbe war von dem Regenten in Legationsangelegenheiten nach Italien gesandt worden; der Generalpolizeilieutenant aber war durch einen Streich eingeschüchtert worden, den Poulailler zwanzig Jahre später dem damaligen Leiter der Polizei Herault gegenüber nachahmte.

Wir wissen, daß auf Cartouche's Kopf die Summe von 4000 Livres ausgesetzt war, eine Summe, welche man nach Jahresfrist verdoppelte, um sie sodann auf 20,000 zu erhöhen.

An dem Tage, als dies geschehen, ließ sich bei d'Argenson der Chevalier du Tremblai melden und ihn um eine geheime Unterredung bitten. Der Generalpolizeilieutenant gestand ihm die Audienz zu, und in das Gemach des wichtigen Staatsbeamten tänzelte ein Herr herein.

„Sie haben mich sprechen wollen, Herr Chevalier. Wahrscheinlich gilt dieser Unterredung ihre Ankunft in Paris, die mir gestern gemeldet wurde. Nehmen Sie Platz."

Tremblai verbeugte sich und kam der Aufforderung nach.

„Und nun, mein Herr, bitte ich, mir zu sagen, welcher Angelegenheit ich die Ehre Ihres Besuches verdanke."

„Keiner geringeren als der Proclamation in Betreff des schrecklichen Cartouche.“

„Ja wohl, schrecklich,“ seufzte d'Argenson: „Und Sie sind im Stande mir in dieser Sache zu helfen?“

„Ja ich will mich unterstehen, Ihnen zu versprechen, Cartouche vor Sie zu führen.“

„Hoho, mein Herr,“ lachte der Generalpolizeilieutenant laut auf: „das klingt wie ein Märchen. Nehmen Sie es mir nicht übel; aber Sie kennen die Gefährlichkeit dieses Verbrechers nicht, vor dem förmlich Paris zittert.“

„Ich zittere vor ihm nicht.“

„Kennen Sie ihn denn?“

„Sehr genau.“

„Wie das?“

„Weil ich selber Dominique Cartouche bin, der sich den Preis holen will, den Sie für seine Einbringung ausgesetzt haben.“

Der Generalpolizeilieutenant war im ersten Augenblick förmlich erstarrt, dann wollte er die Schelle rühren. Ehe er das jedoch vermochte, hatte sich Cartouche mit einem Tigersprunge auf ihn gestürzt und ihm ein Pistol an die Schläfe gesetzt. „Einen Schritt und Sie sind des Todes!“

D'Argenson sah sich in der Gewalt des Gefürchteten, kein dem Tode Entrinnen, wenn er sich nicht dem Willen

des tollkühnen Räubers fügte — er war kein Feigling, aber aus dem Feuerrohr des Banditen schaute ihn der gewisse Tod an: er erbleichte. „Was wollen Sie?“ fragte er nach einer Secunde.

„Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, den Preis, den Sie für denjenigen ausgesetzt haben, der mich todt oder lebendig Ihnen überliefert. Ich bin vielbeschäftigt und muß Sie daher ersuchen, mich nicht lange warten zu lassen. Sie haben die Summe in Law'schen Bankpapieren vorräthig.“

Der Generalpolizeilieutenant nahm aus einem Fache seines Schreibtisches, was Cartouche von ihm forderte, dieser steckte die Scheine ein.

„Hier, die Quittung, gnädiger Herr, ich habe dieselbe schon ausgefertigt — in Geschäftsachen nur Ordnung und Pünktlichkeit.“

„Und nun?“

„Ihr Ehrenwort, daß Sie mich zehn Minuten lang nicht verfolgen lassen wollen. Im anderen Falle müßte ich Sie binden und knebeln, um mich sicher zu stellen.“

„Sie sind sicher, daß ich Ihnen gegenüber mein Wort halte?“

„Es wäre im anderen Falle die größte Beleidigung, die ich Ihnen, die ich dem Namen d'Argenson zufügen könnte.“

„Sie sollen sich nicht in mir getäuscht haben,“ sagte

der Generalpolizeilieutenant stolz: „Sehen Sie, ich werde Sie zehn Minuten nicht verfolgen lassen."

Mit einer tiefen Verbeugung entfernte sich der Räuberchef. Eine halbe Stunde darauf fuhr d'Argenson in das Palais royal zu dem Regenten und bat denselben, ihn seiner Stellung zu entheben.

„Und aus welchem Grunde?" fragte Gaston d'Orleans.

D'Argenson erzählte sein Zusammentreffen mit Cartouche, und daß er sein Ehrenwort gehalten habe.

„Und deßhalb sollte ich Sie entlassen?" sagte der Regent: „Nein, mein Freund! ich habe es gern, wenn ein Edelmann seiner würdig handelt." — — — —

Wir haben schon erwähnt, daß Cartouche weithin Verbindungen hatte. Seine Niederlagen in London waren in der That großartig. Seine Transporte dahin gingen durch Rouen, wo als Vermittlerin die Wittwe Champion, seine getreue Sidi, lebte. Das Geschäft erforderte natürlich, daß die Vermittler mit ihm zusammenhingen, weßhalb seine treuesten und hervorragendsten Anhänger damit vertraut waren.

In der ersten Zeit war Dominique hin und wieder selbst nach Rouen gereist, dann hatte öfter Joseph Lami den Weg machen müssen, da die Verbindungen in Boulogne, Marseille und Bordeaux seine Gegenwart ebenfalls erforderten. Zu dergleichen Inspectionen verwandte er nun auch du Chatelet.

So war dieser schon für ihn in Italien und Spanien gewesen, ehe er noch einmal einen Diebstahl ausgeführt, oder auf der Landstraße einen Wagen angehalten hatte. Auch jetzt, als er aus Bordeaux nach Paris zurückgekehrt war, ward ihm sogleich der Auftrag, über Rouen nach England zu gehen.

„Wahrlich," lächelte Alexander, als er auf der Straße nach Rouen am folgenden Tage dahinritt: „ich führe in dem Jahre, daß ich mich Dominique angeschlossen habe, gar kein übles Leben. Stets auf Reisen, stets Geld in der Tasche: was will der Mensch weiter. Auch kann ich nur des Hauptmanns Zartgefühl loben, der mir noch niemals zugemuthet hat, auch einmal eine Börse zu stehlen. Man muß es ihm lassen, er ist ein tüchtiger Kopf, dem man gern zu Willen ist, weil er auch Einem zu Willen. — Wer mag die Wittwe Champion sein? Lami hat mich gewarnt, gegen sie sehr auf der Hut zu sein, und die Worte zu ihr sorgsam abzuwägen. Es sei eine Cartouche theure Person, die aber sehr behutsam behandelt sein wolle. Das heißt: Alexander, fange keine Liebelei mit ihr an; sonst kommst Du ihm in das Gehege, dem Du durch den furchtbarsten Eid Gehorsam und Treue schuldig bist. Alexander, schwatze nicht unbesorgt, das die Wittwe nicht Manches erfährt, was sie besser nicht weiß. Nun, ich denke, daß ich dem nachkommen kann." Mit diesem Vorsatze reiste er nach Rouen.

Als er dort angekommen, suchte er sogleich Sidi auf. Sie bewohnte ein großes Haus in einer Seitenstraße. Er wurde von ihrer Bedienung in das zweite Stockwerk gewiesen — das untere diente zu Niederlagen. Er stieg die geräumige Treppe hinauf und fand in dem Empfangzimmer eine Dame mit einem etwa drei- oder vierjährigen Kinde. Ihr übergab er die Papiere und wartete, bis sie Einsicht genommen hatte.

Während sie las, hatte er Muße das liebliche Weib zu betrachten. Sidi war keine Schönheit, wie Marguerite oder Marie Courbier — ihr Aeußeres glühte nicht von Wollust, das Auge schoß keine versengenden Blitze, wie du Chatelet nach Lami's Andeutungen sich vorgestellt hatte und wie es jetzt Dominique zu lieben schien; es lag eine Milde über sie ausgebreitet, eine Innigkeit, eine Zartheit, eine Melancholie, daß der frühere Gardelieutenant förmlich sich in Verwirrung befand, als sie die Papiere bei Seite legte und ihre Worte an ihn richtete.

„Wie ich sehe, muß ich mich wieder vorbereiten, eine große Sendung in Empfang zu nehmen, um sodann bei Ihrer Rückkunft aus England über dieselbe nach Ihren Angaben zu verfügen. Cartouche wird wie immer mit mir zufrieden sein. Er schreibt mir, daß er in acht Monaten hierher kommen werde, weil es ihm eher seine Zeit nicht erlauben würde. Sein Sinn lebt

in dem Großen. Ach, auch in der Beschränktheit kann man glücklich, sehr glücklich sein."

„Sicher haben Sie Recht, Madame," versetzte du Chatelet, während sein Auge auf sie geheftet war.

„Und wie lebt Dominique?" fragte sie ihn.

„Darüber weiß ich eigentlich keinen rechten Aufschluß zu geben. Ich bin seit einem Jahre auf Reisen gewesen, in Italien und Spanien; aber sicher befindet er sich wohl."

„Und hat er von mir zu Ihnen gesprochen?"

„Ich zähle nicht zu seinen Vertrautesten."

„Ah so! Was betrachten Sie mich denn aber so eigenthümlich, mein Herr?" äußerte sie, sich mit Würde aufrichtend.

„Ich finde eine Aehnlichkeit zwischen Ihnen und einer mir sehr theuren Person," erwiderte Alexander.

„Eine Aehnlichkeit mit wem, wenn ich fragen darf?"

„Die Erde bedeckt längst ihre Gebeine," antwortete der frühere Gardeoffizier.

„Eine Geliebte?"

„Nein. Aber brechen wir davon ab, wenn es Ihnen gefällig."

„Wie Sie wünschen... Wann werden Sie aus England zurück sein?"

„Wie ich denke, in vier bis fünf Wochen, und ich hoffe Sie dann in guter Gesundheit wiederzusehen."

Er stand auf und verließ in heftiger Bewegung Sidi.

„Diese Aehnlichkeit!“ flüsterte er auf dem Wege nach dem Gasthofe, wo er ein Unterkommen für die wenigen Stunden seines Aufenthaltes in Rouen genommen hatte: „Diese Aehnlichkeit! Ich hätte mich ihr zu Füßen stürzen können und „Mutter“ rufen. So sah sie aus, so sanft, so mild, so gut. — Fort, ihr weichen Empfindungen! dem Gewerbe, dem ich mich übergeben, steht ihr nicht an.“ — —

XII.

Die Begegnung.

Wie verschieden das Paris, über welches zum zweiten Male der Bonapartesche Adler seine Schwingen ausbreitet, und das Louis' XIV. unter dem Schimmer der weißen Lilien! Wo sind sie geblieben, diese Giebelhäuser mit den festverwahrten Thüren? wo sind die Parks geblieben, welche die Palais des hohen Adels umgaben? wo ist das damalige Tempelviertel hingekommen, über welches rachebrütend der finstere Geist des verachteten Volkes schwebte, als wäre er der feurige Schemen Bernhard Jacob Molay's, und in welchem das Verbrechen, die Niedrigkeit, die Armuth ihre Sitze aufgeschlagen? — Verbrechen existiren heute so gut wie damals, Mangel und Hunger schleichen noch wie in jener Zeit umher, und der Mächtigere schaut trotz allen Revolutionen noch immer verächtlich auf den Unterdrückten herab. Die Form hat sich aber geändert, in der Form

ist Paris neu geworden, daß es kaum wiedererkannt wird. Kaum? Niemand aus jenen Zeiten würde sich in dem Paris der unsrigen zurechtfinden.

Wer aber durch die Schale zu schauen versteht, findet, daß Paris wie alle Welt sich nicht geändert, daß es im Grunde das alte geblieben, wie verschieden es auch auf den ersten Blick aussieht, als ob das germanische eingewanderte Element seinen Einfluß zu üben scheine. So auch, und vielleicht im höheren Grade, die anderen Städte der alten französischen Monarchie, die Dörfer und Ortschaften.

Aber die Wege sind andere geworden: die Dampfrosse fliegen auf ihren eisernen Bahnen mit jugendlichem Feuer dahin, Chausséen durchziehen das Land. Wie anders damals, als die schwerfällige Landkutsche über die mehr oder minder kothige und an Vertiefungen nur zu oft leidende Straße gleich dem müden Greise dahinkroch, da selbst der Wagen des Edelmannes, des höheren Beamten mit nicht viel größerer Geschwindigkeit sich fortbewegte, so daß man an ein Schneckenhaus nur zu sehr erinnert wurde.

Wer Eile hatte, that am besten die nothwendige Reise zu Pferde zurückzulegen, und es fiel daher durchaus nicht auf, eine Dame, der ein oder einige Diener folgten, selbst ohne andere Begleitung beritten zu erblicken, obgleich es schon damals mehr und mehr Sitte

wurde, das Roß als Eigenthum des Mannes zu betrachten. — —

Der Abend nahte, als noch eine kleine Cavalcade die Straße von Melun nach Paris dahinzog, obgleich es für sie wohl unmöglich war, vor Nacht ein anderes Unterkommen, als das einer Dorfschänke oder eines gastlichen Edelsitzes zu finden.

Sie bestand aus einer Dame, deren Tracht wie ganzer Anstand die Tochter der höheren Regionen verrieth, und aus drei bis an die Zähne bewaffneten Dienern, von denen der eine ungefähr zwanzig Schritte vorausritt, während die beiden anderen, ein mit zwei großen Mantelsäcken belastetes Saumpferd zwischen sich, ihrer Herrin in einer Entfernung von einigen Roßlängen folgten.

Die Dame mochte ungefähr zwanzig Jahre zählen. Sie war groß und üppig gewachsen, ihre regelmäßigen Gesichtszüge sprachen deutlich von Intelligenz, und aus dem Feuer ihrer Augen leuchtete das Feuer ihres Herzens. Die schwarzen Locken fielen unter den breitrandigen Reithut mit der weißen kleinen Straußfeder kokett und das Antlitz umrahmend, auf den Ueberwurf, der in Form einer Jacke Busen und Hals vor den Strahlen der Sonne schützte, während die scharfgezeichneten Augenbrauen förmlich herausfordernd den durchsichtigen Teint hervorhoben. So contrastirte auch das dunkele

Reitkleid mit der Weiße der Wäsche, die sich hier und da als Blonden und Spitzen sehen ließ. Ein Stulpenhandschuh umhüllte die kleine Hand, die sicher und gewandt den Zügel führte.

Von den Dienern kann nur das Aeußere des Vordersten, der auch einen höheren Grad als seine Collegen bekleidete, unsere Aufmerksamkeit erregen. Er schien das Amt eines Hofmeisters zu bekleiden, und seine Livrée war daher auch gewählter, als die der Anderen. Den Kopf und die halbe Stirn bedeckte eine große Perrücke, wie sie in damaliger Zeit noch vielfach getragen wurde. Seine Manieren zeigten ein Gemisch von guter Erziehung und jenem Etwas, was dreiste Vagabunden auszeichnet. Er war lang, mager und wenig muskulös, aber die Entschlossenheit, die sich mit dem Ausdruck berechnenden Verstandes in seinem Antlitz gattete, zeigte, daß er seiner Herrin trotz der Fünfzig, die auf ihm mindestens lasteten, ein besserer Schutz war, als die beiden anderen jüngeren Bedienten.

Die kleine Cavalcade zog ohne besondere Eile dahin und strengte die Pferde nicht allzu sehr an. Plötzlich hielt die Dame still und warf die Blicke zurück.

„Etienne," rief sie dem vordersten Reiter zu, „man kommt hinter uns hergesprengt."

„So?" antwortete der und zog, ohne ein weiteres

Wort zu verlieren, ein Reiterpistol hervor: „Reiten Sie voran, ich werde die Nachkommenden erwarten.“

„Ich sollte Sie in Gefahr zurücklassen? und Sie wissen doch, wie theuer mir Ihr Leben ist!“

„Vielleicht ist gar keine Gefahr — mein Zurückbleiben geschieht nur der Vorsicht wegen, Frau Gräfin.“

„Können wir nicht unsere Pferde antreiben, daß wir bald — —“

„Der nächste Ort liegt noch ziemlich weit entfernt,“ unterbrach sie Etienne: „Die hinter uns herkommen, besitzen frischere Thiere. Reitet nur immer voran.“

„Nein, ich bleibe an Ihrer Seite,“ versetzte die Dame entschieden: „auf drei Männer wird man so leicht keinen Angriff wagen, besonders wenn wir zur Vertheidigung bereit sind.“

„Es gab eine Zeit,“ bemerkte Etienne, „wo ein Mann genügte, eine Frau sicher durch Frankreich zu leiten. Seitdem aber dieser Cartouche und seine Spießgesellen die Straßen in und um Paris unsicher machen, ist des allerchristlichsten Königs Landstraße des allerunchristlichsten Gauners Schauplatz geworden. Schaut, da sind unsere Verfolger, die es gar eilig zu haben scheinen. Nun in Betreff ihrer hätten wir nicht zu halten brauchen. Vorwärts, vorwärts, Frau Gräfin.“

Die beiden heransprengenden Männer schienen in der That keine Wegelagerer zu sein: der vordere, in der

reichen Tracht eines Edelmannes, war jedenfalls der Herr, der ihm folgte der Diener.

In wenigen Minuten hatten sie den kleinen Reitertrupp eingeholt, der wieder ruhig dahinzog. Statt aber ohne Weiteres vorbeizureiten, hielt plötzlich der Herr seinen Rappen an und zog den Hut.

„Ich habe um Verzeihung zu bitten, meine Gnädige," sagte er mit dem vollen Anstande eines Hofmannes, „daß unser Nahen Sie eine Minute stutzig machte und an Cartouche denken ließ."

„Mein Herr," antwortete sie, ihr schönes Antlitz ihm zuwendend, „woher wissen Sie, daß wir anhielten?"

„Als ich auf jener Höhe des Weges erschien," erwiderte er, indem er den Schritt seines Pferdes nach dem des ihrigen regelte, „sah ich Sie halten und sich zum Kampfe vorbereiten, bis Sie einsahen, daß ich zu galant sein müßte, einer schönen Frau gegenüber den Räuber zu spielen, Cartouche zu sein."

„In der That hat man, je näher wir Paris kommen, uns mehr und mehr von diesem Ungeheuer erzählt," versetzte die Dame. „Gern bin ich aber bereit, Ihnen jetzt unsere Besorgniß abzubitten. Ein Blick genügt, um mir den Beweis zu liefern, daß Sie kein Straßenräuber sein können. Nochmals bittet die Gräfin d'Argentière Sie um Verzeihung."

Um die Mundwinkeln des Edelmannes zuckte ein

eigenthümliches Lächeln, dann führte er die Hand der Gräfin an die Lippen.

„Ihre Schönheit spottet meiner, Comtesse,“ sagte er: „Sie mich um Verzeihung bitten?! Dreht sich denn die Welt um? War ich und mein Reitknecht es nicht, die Sie freilich ohne Absicht erschreckten? Beim Himmel, ich müßte nicht der Marquis von Chateaufort sein, wenn ich Ihnen dafür nicht Genugthuung gäbe.“

„Herr Marquis, ich bin zwar keine schlechte Reiterin, führe aber weder Degen noch Pistolen.“

„Sie wollen mich in Verzweiflung stürzen, daß Sie mich nicht verstehen. Frau Gräfin, ich wollte dadurch, daß ich meine Dienste anbot, Ihnen meine Verehrung an den Tag legen.“

„Sie wollen mir Ihre Dienste weihen?“ rief die Dame. „Herr Marquis, es ist manchmal keine dankenswerthe Aufgabe, wenn man als Ritter für eine bedrängte Wittwe in die Schranken reitet, für eine Wittwe, gegen die ihre eigenen Verwandte zu Felde ziehen. Es ist hin und wieder ein Unglück reich zu sein. Schätze locken die Gier, den Neid heraus. Ich bin ein einzelnes, alleinstehendes Weib, welches nach Paris geht, um dort sich Recht und Schutz zu holen. In der That ist es sehr undankbar, mir unter diesen Umständen zur Seite zu stehen.“

„Gräfin, Sie beehren mich mit Ihrem halben Ver-

trauen. O, nehmen Sie an, daß ich kein halber Freund, daß ich vielleicht im Stande bin, Ihnen Ihr Recht zu wahren, wenn ich Alles weiß."

„Warum sollte ich Ihnen, der mir so liebenswürdig genaht ist, ein Geheimniß aus meiner Verlegenheit machen. Seit einem Jahre Wittwe, bedrängen mich die Verwandten, mein Vater selbst, daß ich ein neues Ehebündniß mit einem ungeliebten, mir verhaßten Manne eingehen soll. Tausend Ränke werden gegen mich gespielt, man droht mir, meine Besitzungen zu entreißen. In dieser Lage entschloß ich mich zur Flucht, um in Paris bei dem Regenten Schutz zu suchen, den mir sonst Niemand gewähren wird. Der alte, vertraute Diener meines Gemahls gab mir diesen Weg an und ich betrat ihn, um den Intriguen, den aufreibendsten Kämpfen zu entgehen."

Der Marquis hatte bis zum Ende scharf aufgemerkt: „Und Sie hoffen in Paris wirklich Heil?"

„Ich weiß," entgegnete die Gräfin, „daß man schwer zur Sonne gelangt, vertraue aber auf die Gerechtigkeit meiner Sache. Gaston von Orleans wird mich hören, und kann mir seinen Schutz nicht entziehen."

„Man hört," versetzte der Marquis, „daß Sie Paris nicht kennen, da Sie auf die Gerechtigkeit Ihrer Sache vertrauen. Besser wäre es, wenn Sie Ihre Schönheit, die jedes Auge entzücken muß, für sich reden lassen.

Gaston d'Orleans ist ein Kenner und wird Ihnen seinen Schutz nicht entziehen, wenn Sie ihm liebevoll entgegenkommen, wenn Sie ihm nichts versagen. Sie werfen die Lippe auf und edler Stolz flammt aus Ihrem Auge. Ich habe Sie nicht kränken wollen, Sie, der dieses Leben gehört — ich sprach nur die Wahrheit. Das Laster der Wollust, der raffinirten Sinnlichkeit braucht sich nicht mehr hinter die Maske der Frömmelei flüchten. Wo ein Gaston von Orleans, wo ein Dubois herrscht, geht es ohne Schminke umher, und was dem Hofe naht, ist ihm verfallen."

„O Gott, so ist für mich keine Rettung!" rief die Gräfin und ließ ihr Haupt auf die Brust sinken.

„Nicht doch, Madonna," erwiderte er: „Freilich führt der Weg, den Sie betreten wollen, in das Verderben; aber es muß noch andere geben. Wollen Sie sich einem Chateaufort vertrauen?"

„Herr Marquis," sagte sie, den Blick auf den in weniger Entfernung vorausreitenden Etienne gerichtet; „ich denke, daß ich dabei nichts wage." Der Haushofmeister nahm den kleinen, dreifach aufgeschlagenen Hut von der Perrücke und schien sich mit demselben Kühlung zuzufächeln. — „Ich nehme Ihr Erbieten an, Chateaufort ist fortan der Name meines Ritters, des Mannes, der mir meinen Weg bestimmen soll."

Sie reichte ihm die von dem Stulphandschuh entblößte Hand, er drückte sie an die Lippen.

„Wenn Sie mich, Frau Gräfin, zu Ihrem Wegweiser ernennen,“ sagte er dann, „so möchte ich meine Gebieterin aufmerksam machen, daß wir auf dieser Straße wohl schwerlich ein anständiges Nachtquartier finden werden. Wenn die Königin der Schönheit es aber nicht verschmähen will, ein nicht mehr allzu weit gelegenes, kleines Haus, das Ihrem ergebensten Diener gehört, zu beziehen, so erlauben Sie mir, daß ich meinen Diener vorausſende, damit wir nicht ganz unvorbereitet kommen.“

„Ihre Liebenswürdigkeit zeigt den Mann von altem Adel.“ Sie verneigte sich leicht.

Chateaufort sprengte seinem Diener winkend voraus.

„Grandtête, rasch fort! Bouchard soll den Thurm für Gesellschaft zurichten.“

„Welche Vorbereitungen, Hauptmann? Soll ihnen in der Nacht der Hals abgeschnitten werden.“

„Dummkopf, dieses reizende Weib! Ich habe meinen Plan mit ihr — eine Vermählungskomödie vielleicht. Kurz, Bouchard wird den Gast des Marquis von Chateaufort würdig empfangen.“

„Cartouche, Du spielst ein gewagtes Spiel, aber der Schüler darf dem Meister keine Vorschriften machen.“

Dominique (der Leser wird in dem Marquis ihn vielleicht schon lange erkannt haben) lächelte.

„Das heißt, Du würdest anders handeln," sagte er.

„Ich habe nicht den Geist, mich in so gewagte Speculationen einzulassen. Ich hätte die männliche Sippschaft niedergeschossen, das Weib in den Arm genommen und in jenem Gebüsch — —"

„Das hätte Grandtête gethan, der sich auf der Landstraße schon eine hübsche Fertigkeit erworben hat; er wird aber zugeben, daß Dominique Cartouche im Stande ist, seinen eigenen Weg zu finden. Unsere Unterredung dauert schon zu lange. Schnell! eile Dich und richte pünktlich aus, was ich geheißen."

„Du wirst mit mir zufrieden sein." Und der Gehülfe sprengte wild dahin. — —

Während der Unterredung der beiden Banditen, hatte die Gräfin mit Etienne ebenfalls einige Worte gewechselt.

Als den Pseudomarquis zurückkehrte ritt Etienne wieder voraus. Die Gräfin wandte sich aber an Cartouche mit den Worten, daß es unbillig sein werde, wenn sie ihn unvorbereitet mit drei Dienern auf einer Besitzung belästige, die er doch nur vorübergehend bewohne.

„Es wird trotzdem Raum für Alle sein," entgegnete Dominique.

„Es ist aber unnöthig, Sie mit Personen zu belästigen, die uns sehr gleichgültig sein können. Ich habe nämlich jene beiden Burschen zum Schutze gegen die Freibeuter für meine Reise nach Paris gemiethet und kann sie jeden Augenblick wegschicken, was ich auch, sobald wir von den Straßenräubern nichts mehr zu fürchten haben, thun werde.“

„So können Sie sogleich Ihren Willen ausführen.“

„Sogleich — ich denke, daß wir dann uns Gefahren aussetzen, die wir anders vermeiden.“

„Pah,“ lächelte Cartouche: „ich bin der Meinung, daß Sie in der Gesellschaft des Marquis von Chateaufort wenigstens ebenso sicher sind, als durch Miethlinge, von denen ich noch sehr zweifle, daß sie von ihren Waffen Gebrauch machen werden oder zu machen wissen. Uebrigens sind die Gerüchte von den Thaten der Landstraßenritter übertrieben, und ich glaube es Ihnen zuschwören zu können, daß Keiner mir den Weg verlegt.“

„So schicke, Etienne, die beiden Burschen heim, die mehr als ihren Lohn fort haben.“ Während Etienne diesen Auftrag ausführte, fuhr die Gräfin zu Cartouche fort: „Eigentlich müßten Sie sich wundern, daß ich mir Diener unterweges aufraffe; aber wenn Sie bedenken, daß meine Reise eine halbe Flucht ist, der man sicher große Schwierigkeiten in den Weg würde gelegt haben, wenn ich sie nicht so versteckt betrieben hätte, so wird sich

Ihnen das Räthsel lösen. Ach, im Grunde ist das Loos des Weibes stets zu beklagen; denn es ist ja ohne Anhalt den Angriffen seiner Feinde schutzlos ausgesetzt."

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Die Nacht senkte sich schon zur Erde, als der Pseudomarquis von Chateaufort mit seinen Gästen vor dem Hause hielt, wohin er sie eingeladen. Es lag einsam, von jeder belebten Straße entfernt, ein schon am Tage düstrer Bau aus längst vergangenen Zeiten. Nicht allzu räumlich, hatte es wohl einer stolzen, aber nicht reichen Familie gehört, um dann durch die Jahre dem Verfall hingegeben zu sein. Dennoch waren neue Ausbesserungen in der Mauer zu bemerken, die das Gebäude umgab. Das Interessanteste dieses kleinen mittelalterlichen Schlosses war der runde Thurm an der Nordeite, der sich über das Dach um die Hälfte erhob.

Cartouche lächelte, als er trotz der Dunkelheit den Eindruck bemerkte, den das Gebäude machte.

„Es ist ein verräuchertes Nest," sagte er, „wird aber, wie ich hoffe, Ihnen mehr Bequemlichkeiten darbieten, als Sie in einem Dorfwirthshause zu finden im Stande sind. Ich empfinde förmlich Scham, daß ich die Königin der Schönheit in das elendeste Besitzthum meines Hauses einführen muß. Ich hoffe aber, daß Sie die Düsterheit des Aeußeren mich nicht entgelten

lassen. Was ist aber das? Niemand regt sich, uns zu empfangen. Die alte Zugbrücke selbst aufgezogen, als bedrohte ein Feind dies Haus und als stände sein Besitzer nicht vor demselben. He! hollah! Jean! Louis!“

Da senkte sich urplötzlich die Brücke, öffnete sich das Thor, und im nächsten Augenblick war die kleine Cavalcade von Dienern umgeben, die mit Fackeln und Windlichtern die Dunkelheit erhellten. Das Schauspiel war so überraschend, daß sich die Gräfin und Etienne überrascht anschauten.

„Bravo, mein lieber Haushofmeister,“ rief der Pseudomarquis einem Manne zu, der sich auf der Brücke zeigte: „bravo! das haben Sie gut gemacht, es hat mich selbst frappirt.“

Der Haushofmeister, in dem wir den Falschmünzer Bouchard wiederfinden, verneigte sich, die Hand auf das Herz legend, dann trat er zu den Fremden und lud die Gräfin ein, das kleine Haus, welches seiner Fürsorge übergeben sei, mit gnädigen Augen anzusehen, damit der Unwille seines Herrn nicht auf ihn falle. Verbindlich entgegnete ihm die Gräfin, dann ritt man über die Zugbrücke durch das Thor auf den kleinen Schloßhof.

Cartouche sprang vom Pferde und half seinen schönen Gast abzusteigen; darauf führte er sie in das Schloß, Bouchard den treuen Diener Etienne empfehlend.

So finster und unheimlich das Gebäude von Außen

blickte, so eigenthümlich war es im Innern. Man sah deutlich, daß für das Bestehen des guten Aussehens und der Einrichtung lange Zeit nichts gethan war, daß man aber in der Eile den Schaden auszuflicken gesucht. Das gab dem Ganzen eine Unruhe, die sich seinen Bewohnern nach und nach mittheilen mußte. Trotz der lebhaften Unterhaltung des Wirthes fühlte sich die Gräfin bei dem Diner nicht behaglich und ersuchte, endlich Ermüdung vorschützend, ihr das Zimmer, welches für sie bereitet sei, anzuweisen.

„Erlauben Sie, daß ich Sie dahin führe,“ versetzte Cartouche, sie mit glühenden Blicken betrachtend.

„Nicht doch, Herr Marquis,“ erwiderte sie, „das würde Sie oder mich bloßstellen. Befehlen Sie einem Ihrer Diener mir zu leuchten und dem guten Etienne dann sagen zu lassen, daß ich ihn noch zu sprechen wünsche.“

Sie verbeugte sich tief — die Beiden trennten sich. Cartouche starrte ihr leuchtenden Auges nach.

„Wahrlich, das ist das schönste Weib, welches ich je gesehen,“ floß über seine Lippen.

„Warum nimmst Du sie dann nicht in die Arme,“ bemerkte eine Stimme hinter ihm: „Sie ist in Deiner Gewalt.“

Cartouche wandte sich um, Grandtête stand vor ihm.

„Weßhalb belauschest Du mich?!“ rief er und zog die Brauen finster zusammen.

„Hauptmann, Du weißt, daß ich beim Essen aufwartete,“ entgegnete der Andere. Dann trat er ihm vertraulich näher: „Erlaube, daß ich Dir rathe, obgleich nach unseren Gesetzen nur Gehorsam gegen Dich vorgeschrieben ist.“

„Und was hast Du mir zu sagen, mein wackerer Kartenkünstler?“ fragte Cartouche mit leiser Ironie.

„Daß die Frau Gräfin ein schönes Weib ist, daß ich es Dir nicht verdenke, wenn Du sie zu Deiner Maitresse auch wider ihren Willen machst,“ antwortete Grandtête; „daß ich Dich aber warne, zu viel auf eine Karte zu setzen.“

Cartouche wollte seinen Spießgesellen hart anlassen, als sich die Thür öffnete und Bouchard eintrat.

„Dominique,“ sagte er, „ich mache Dich aufmerksam, vorsichtig zu sein, der Haushofmeister hat verdammt gute Augen — ich spielte mit ihm soeben eine Partie Piquet und ließ ihn einen Thaler gewinnen, es war einer von der neuen Prägung, die mir Niemand tadeln wird. Was meinst Du, was er that?“

„Nun, Bouchard?“

„Er schob ihn mir zurück und ersuchte mich mit der größten Liebenswürdigkeit um anderes Geld, da dieses zwar sehr gut gemacht, aber doch falsch sei. — Nicht

möglich, rief ich: ich habe ihn aus Händen — — denen er auch mag unbewußt zugespielt sein, unterbrach er mich. . . Ich fragte ihn sodann, wie er die Falschheit des Thalers beweisen könne. — Auf die einfachste Weise, er ist ein halbes Quentchen leichter und um den achten Theil einer Linie dicker, als ein echter Livre — die Prägung ist meisterhaft und auch der Klang ziemlich rein."

„Wenn der Herr Etienne so scharf sieht, so sei auf Deiner Hut, daß mein Plan nicht gestört werde. Wir werden uns hier einige Wochen aufhalten."

„Verlohnt der Gewinn die Mühe," warf Grandtête ein.

„Das ist meine Sache. Denkt, daß ich zu befehlen und Ihr zu gehorchen habt." — —

Kopfschüttelnd sahen die beiden Gauner ihrem sich entfernenden Oberhaupte nach.

„Ich habe eine Ahnung," sagte Geandtête, „daß diese Geschichte der Anfang vom Ende sein wird."

„So dunkel sehe ich freilich nicht," bemerkte Bouchard, „er hat aber ganz verteufelte Manieren."

„Ja, ja, Freund — mit unsrer Freiheit ist es für immer dahin. Ich will das aber gern erdulden, wenn er nur heute meinem Rathe folgte, in der Nacht der Frau Gräfin d'Argentière einen zärtlichen Besuch machte und ihrem Haushofmeister einige Zoll kalten

Eisens zu verdauen gäbe. Aus dem gewöhnlichen Wege abbiegen wollen, um einen größeren Gewinn davonzutragen, ist mir zu kühn."

„Das Gewöhnliche verlor für ihn den Reiz," meinte Bouchard, „seit es seinen Anlagen zum Kinderspiel geworden; das große Talent genügt sich nicht in den alten Bahnen. Das begreife ich ganz wohl. Sonst sollte mich wahrlich der Satan holen, wenn ich ihm noch eine Stunde unterwürfig wäre." — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Gräfin saß in ihrem Zimmer, als Etirnne eintrat, und starrte vor sich auf den Fußboden.

Der Haushofmeister warf einen scharfen Blick um sich. Nachdem er sich sodann genau überzeugt hatte, daß kein Lauscher in der Nähe sei, berührte er die Schulter der in tiefe Träumerei Versunkenen.

„Was sinnst Du, Marie?" fragte er sie in leisem Tone.

Die schöne Gräfin fuhr empor, dann sagte sie: „Ah, Sie sind es, mein Vater."

„Und wer konnte es anders sein, wie Etienne, Dein Hofmeister," lächelte er.

„Sie haben Recht, daß ich die Geistesgegenwart in diesem Augenblick verloren habe," sagte sie; „aber

wenn Sie bedenken, daß wir uns in einer eigenthümlichen Lage befinden. Mir liegt es wie ein Centnergewicht auf der Brust, und ich fühle mich hier gefangen, von zehnfachen Ketten umwunden, desto schwerer, je mehr man sie unter Höflichkeiten verbirgt. Daß wir dem Marquis nicht hierher gefolgt wären!"

„Ich weiß nicht, was Dich dazu bestimmen konnte, dieser Unruhe Dich hinzugeben. Ich sehe keine Gefahr."

„Vater, Vater, wir wagen ein gewagtes Spiel. Mir schien es auch Anfangs so leicht, so wenig bedeutend; aber wenn der Marquis erfährt, daß ich nicht die Gräfin d'Argentière bin, was wird er sagen, thun?"

„Ein wenig Rasen, Dich vielleicht mit Füßen treten, dann sich in sein Schicksal fügen und besorgt darüber wachen, daß er nicht durch die Veröffentlichung der Geschichte bloßgestellt werde; wir aber sind am Ziel. Du, die Frau Marquise von Chateaufort, wirst lächelnd auf das kleine Wagniß zurückblicken, welches uns jetzt wie das Haupt der Medusa, Sinn verwirrend, entgegentritt. Nicht den Kopf hängen lassen, Marie. Ich habe mich in schlimmeren Lagen mein Lebenlang befunden und bin hindurch gekommen."

„Du nimmst an, daß Chateaufort erst unsere Fäl-

schung entdeckt, wenn die Hand des Priesters ihn mit mir verbunden hat. Wenn dem aber nicht ist, wenn der Betrug schon früher an das Tageslicht kommt —?"

„Das ist Deine Sache zu verhüten. Bedenke, welche Gewalt ein schönes Weib über den liebenden Mann besitzt. Girre, Täubchen, wenn die Gefahr Dir naht. Vorläufig lege Dich aber nieder und verschlafe Dir die trüben Bilder, die Dir jetzt vorschweben. Morgen wird Dir Alles in einem anderen Lichte erscheinen."

„Ich glaube nicht," versetzte Marie, „dieses Gebäude erscheint mir wie ein Grab."

„Aus dem Marie Courbier, ein Phönix, als Gräfin von Chateaufort erstehen wird."

„Und bist Du so sicher, daß mich der Marquis liebt? bist Du so sicher, daß er an Heirath denkt?"

„Gewiß. Nur thue mir und Dir den Gefallen und umgürte Dich mit Keuschheit und sittlicher Entrüstung. Gieb ihm nicht das Geringste nach, so sehr er auch in Dich dringen mag. Nichts reizt so sehr, wie die Zurückhaltung. Im Nothfall spiele ihm ein wenig Komödie vor, als ob Du im Stande wärest, eher zu sterben, als Deiner Unschuld zu entsagen, Du unschuldiges Kind."

„Wir setzen, wie leichtsinnige Spieler Alles auf einen Wurf. Mißlingt er — dann — —“

„Beginnen wir von Neuem. Aber er kann nicht mißlingen, mein wackeres Mädchen. Schlafe jetzt wohl und noch einmal: Hüte und vertheidige Deine Unschuld, als ob Du eine Jungfrau wärest.“

XIII.

Der Brief und seine Folgen.

Das übermüthige Spiel, welches Dominique mit der Gräfin zu spielen gedachte und das ihm große Reichthümer auf Kosten Mariens einbringen sollte, fand nicht nur in Grandtête einen Widersacher; auch Joseph Lami, der sich zufällig am folgenden Tage in dem kleinen Schlosse einfand, konnte ihm nicht beistimmen. Cartouche hörte sonst auf den Rath seines ergebensten Vertrauten; dieses Mal jedoch wies er dessen warnende Worte kalt von der Hand, sich in den Mantel der Unfehlbarkeit hüllend.

„Diese Menschen," monologisirte der Räuberfürst mit selbstgefälligem Lächeln, „haben keinen Sinn für Kühnheit, für das Außerordentliche. Da schrecken sie zurück, wenn Ihnen das Ungewöhnliche entgegentritt, wenn sie einen noch nicht begangenen Weg wandeln sollen. Die kleinen Seelen begreifen es kaum, daß man

ein Gebirge auch auf anderen Pfaden als die gewöhnlichen überschreiten kann. Das ist der Grund auch, weshalb sie ohne Meister nicht sein können, daß sie des Fürsten nicht zu entbehren vermögen, das ist der Grund, daß sie sich mir beugen müssen, dem überlegenen Geiste."

Anders lauteten die Gedanken des vertrauten Genossen: „Dominique ist zu sicher geworden — er verachtet eigensinnig die Gefahr, weil er sie so lange hat umgehen können und das Glück sich ihm hündisch treu an die Seite schmiegt. Wer jedem Strohhalm scheu aus dem Wege geht, wer nicht zu wagen versteht und die Sache von allen Seiten tausendmal betrachtet, ehe er sie angreift, der ist nicht zum Großen geboren, den kann das Glück nicht erreichen und über die Hindernisse forttragen. Dem Krämer ziemt die Behutsamkeit, nicht dem Kaufmann. Wer aber wiederum sich ohne Bedenken in die Gefahr stürzt, die ihn verderben muß, ist ein Tollkopf. Folgt aber das Verderben so unfehlbar dem Plane Dominique's? schwindelt nur mir und den Anderen der Kopf, weil wir uns zu seiner Höhe nicht zu erheben vermögen? Seiner Kühnheit ist schon Manches gelungen, was uns unmöglich schien. — Er will sich ihr als Marquis von Chateaufort vermählen, sich dann ihren Verwandten entgegenwerfen, ihre Güter erobern, sie verkaufen und mit einem Schatze von Millionen als Sieger aus der Schlacht heimkehren. Das

scheint in der That verlockend und müßte Jeden reizen. Wer sagt jedoch, daß der Schwarm der Verwandten nicht den Weg des Processes einschlägt? daß sie es nicht wagen, ihm zu trotzen. Entschiede nur die Gewalt — hei, ich stellte mich mit entblößtem Schwerte an seine Seite. Ein gerichtliches Vorgehen, von wem es auch immer sei, muß Aufsehen erregen. Die Chateaufort's sind angesehen und groß — eine Täuschung auf ihre Kosten und mit ihrem Namen muß ganz Frankreich erregen, läßt die Sturmglocke gegen uns überall läuten. Wahrlich, die Gefahr ist nicht zu gering anzuschlagen, und ehe die Beute in Sicherheit ist, muß der Sturm losbrechen."

Trotzdem daß dies seine Gedanken waren, stand ihm Cartouche doch so hoch, daß er seiner Meinung wie der der Anderen, die geistig ihm unterlegen waren, mißtraute und an du Chatelet schrieb, um dessen Ansicht über das gewagte Unternehmen zu hören. Der frühere Offizier weilte in jener Zeit entweder in London, oder war schon auf der Rückreise nach Paris begriffen. Joseph sandte ihm darum den Brief durch einen außerordentlichen Boten entgegen.

In der That traf der Bote den Edelmann schon auf französischem Boden, in Rouen, und zwar in dem Augenblick, als er sich zu der Wittwe Champion begeben wollte, die er in Geschäften stets aufsuchen mußte,

obgleich er sonst Sidi gern vermieden hätte. Alexander steckte den Brief zu sich, bedeutete den Boten auf ihn zu warten, er werde sogleich zurückkehren, und ging in das Haus, welches Sidi bewohnte.

Hier im Empfangszimmer mußte Alexander einige Minuten warten, ehe die frühere Geliebte seines Oberhauptes erschien. Er verwendete die Zeit, um das Schreiben Josephs zu lesen, den Kopf zu schütteln und es dann wieder einzustecken, oder vielmehr vorbeizustecken; denn nachdem er sich entfernt hatte, fand Sidi den Brief.

Dieser Zufall, der nicht erfunden ist, entschied über das Loos Cartouche's.

Sidi war die Thörin keineswegs, daß sie noch immer im Glauben gestanden, Dominique's Treue entfremde ihn jedem anderen weiblichen Wesen; aber sie hielt sich doch noch stets für seine Gemahlin, für die bevorzugte Sultanin unter den Favoriten des Räuberchefs. Gräßliche Täuschung trat ihr jetzt aus den Zeilen Lami's entgegen. Sie war vergessen, ihr Kind ein Bastard, segnete der Priester die Ehe mit der Gräfin ein. Wilde Wuth bemächtigte sich ihrer. Die Hände geballt, die Zähne aufeinander gepreßt, das Auge stier, stand sie einige Augenblicke ohne Bewegung, dann gellte ein schneidendes Lachen durch das Zimmer. Die angelernte, angewöhnte Ruhe der Wittwe Champion war

dahin — das Blut der Bohémienne trat in seine Rechte.

„Rache! Rache!“ tönte es ihr im Herzen. „Rache! Rache!“ schallte es ihr in die Ohren, klang es dumpf zu ihrem Hirn, gellte es schneidend über ihre Lippen.

Da öffnete sich die Thür und ihr kleiner Dominique schlich zu der Mutter: „Was hast Du, liebe Mama? Hast Du mich gerufen? Bist Du krank?“

„Krank?!“ wiederholte sie kreischend und faßte das Kind, daß es zu weinen begann. „Nein, nein,“ fuhr sie in milderem Tone fort: „ich will Dir nicht wehe thun, ob Du auch sein Sohn bist. Du bist ja wie ich verrathen, wie ich beschimpft. Das seine Liebe! O, daß diese Decke einstürzte und uns zermalmte! — Aber ich werde uns rächen, mich, Dich, Du süßes, verrathenes Kind, das unter meinem Herzen geruht.“

Der Kleine war auf's Aeußerste erschreckt; so hatte er die Mutter noch nie gesehen.

„Du brauchst Dich nicht vor mir zu fürchten,“ hob Sidi von Neuem an und küßte ihn leidenschaftlich: „ich, ich gebe gern mein Leben für Dich hin, ich bin es nicht, die Dich verletzt — Dein Vater, Dein schlimmer, schlimmer Vater.“

„Was will mir der Papa denn thun?“ fragte das Kind mit stockender Stimme.

„Was er Dir thun will? — er will Dich hinaus-

stoßen, in Lumpen, nackt — er will Dich um Deine Zukunft betrügen, Dich wie einen Wurm zertreten, Dich und mich! Aber nein, das soll er nicht — ich will ihm entgegentreten, und ihn an die Schwüre mahnen, die er mir geleistet. Sie galten freilich der dummen Zigeunerin, die man wie einen Hund in's Freie jagt. Hoho! Cartouche! hast Du vergessen, daß Hunde beißen können? — Aber ich will mich mäßigen, ich will bitten, will flehen, das Kind auf dem Arme, zu seinen Füßen. Er hat ein Herz; er liebte mich einst, er wird sich mein erinnern, er — — Ja, ja, das wird ihn bewegen, muß ihn rühren, muß — muß — — Es ist noch Hoffnung, Hoffnung! — Wehe, wehe, wenn sie einst schwindet, wehe mir und ihm! Dann — Er soll nicht in's Brautbett — Kind, mein Kind, verlaß Dich auf Deine Mutter!" — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Hätte der Räuberchef in Betreff seines Planes keinen Widerspruch gefunden, so würde ihm manches Seltsame an Marie und Etienne aufgefallen sein; so machte ihn aber der Eigensinn blind. Er zog weder Erkundigungen über die Angelegenheiten und Güter der Gräfin ein, noch nahm es den Schleier von seinen Blicken, daß die Gräfin eigentlich viel zu rasch auf eine Verheirathung einging und es sich auf dem kleinen Schlosse ge-

fallen ließ, welches jetzt eine ausstattende Verschönerung nach der anderen erhielt.

Schon war der Hochzeitstag bestimmt und nicht mehr fern, die Vorbereitungen wurden in großem Maße getroffen, als ob ein Heer von Zeugen bei dem Feste zugegen sein sollte. In der That hatte Cartouche die Absicht, die Gewandtesten seiner Spießgesellen bei der Farce um sich haben, die er zu spielen gesonnen war. Ja, es stellten sich schon Einzelne am Abend vor der Hochzeit unter den hochtönendsten Namen der damaligen französischen Aristokratie ein.

An demselben Abend kam Sidi in das Schloß, drang sie in das Gemach, wo Cartouche sich gerade aufhielt. Er war allein und Sidi trat, den Sohn auf dem Arm, vor den Geliebten ihrer Jugend.

„Ich komme, um Dir unseren Knaben zu zeigen," begann sie mit zitternder Stimme.

„Das hättest Du unterlassen können," antwortete Dominique kalt: „ich bin es nicht gewohnt, daß meine Werkzeuge den Platz verlassen, den ich ihnen angewiesen."

„Deine Werkzeuge? Und keine andere Bezeichnung hast Du für Dein Weib, für die Mutter Deines Sohnes? So ist es wahr, daß Dein Herz der armen Sidi ganz entfremdet ist?" sagte sie schmerzvoll.

„Deine Lamentationen sind in der That langweilig,"

erwiderte er: „Noch einmal, Du hättest besser gethan, mit dem Kinde in Rouen zu bleiben. Mein Weg führt mich vielleicht durch die Stadt.“

„Dominique, einst waren Deine Worte anders. Doch ich will nicht von mir reden — aber Dein Kind — hast Du es ganz vergessen, den herzig lieben Jungen? O, schau ihn doch an! sieh, was er für ein prächtiges Männchen geworden ist. Nicht? er gefällt Dir?“

„Zum Teufel Du und Dein Kind! ich habe keine Zeit für Euch, packt auf und davon!“

Da leuchtete es wild aus Sidi's Blick: „Du willst uns nicht, Du stößt uns von Dir, Du denkst nicht, daß Du mein und mir verfallen. Ich weiß wohl, was Du zu thun gedenkst; aber ich will mein Kind schützen, seine Rechte, gegen Jeden, gegen die Gräfin, gegen Dich. Ich will zwischen Euch treten und — —“

„Hinaus, wahnsinnige Thörin, daß ich Dich nicht zertrete!“ schnaubte sie Cartouche wild an: „Denkst Du Dich mir zu widersetzen? Blitz! den Blick zu Boden oder Du sollst mit zwanzig Gesellen heute Hochzeit halten. Mir Widerstand! Hinaus! auf Deinen Posten! oder es geschieht, was ich gesagt.“

„Du willst mich, die ich Dir nie untreu geworden, als Beute Anderen vorwerfen?“

„Wenn Du nicht gehst, beim Satan! Zurück nach Rouen, wie ich geheißen!“

Sie wankte einen Augenblick, dann wandte sie sich und ging mit festen Schritten hinaus.

Cartouche ging einige Male erregt auf und ab, dann stürzte er einige Gläser Wasser hernieder und sagte ruhiger, ja mit verächtlichem Lächeln: „Die Scene, die mir ihre Eifersucht aufgespielt, war im Grunde so übel nicht — sie hat sich Mühe gegeben, meinen Willen zu zwingen, mich zu ihren Füßen zu ziehen; aber ich bin kein Weichling, den eine Weiberthräne rührt, kein Jüngling, der empfindsam schwärmt. Sie war ein hübsches Mädchen und sie ist in der That noch nicht häßlich; aber sie muß sich meinem Willen fügen oder zu Grunde gehen. — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bleich aber festen Schrittes war Sidi aus dem Schlosse gegangen und hatte den Weg nach der Landstraße eingeschlagen.

„Du hast Dein Schicksal geworfen," sagte sie leise: „Auf das Blutgerüst lieber als in's Brautbett sollst Du steigen. Gern hätte ich für Dich sterben können, als ich Dich liebte — — jetzt, jetzt hasse ich Dich."

Als sie die Straße erreichte, kam die Landkutsche gerade dahergerollt. Sie ersuchte den Postillon, sie gegen Bezahlung nach Paris mitzunehmen. In dem Fuhrwerk war noch Platz. Gegen Mitternacht war sie in der französischen Hauptstadt. Dieselbe war ihr trotz

der längeren Abwesenheit völlig bekannt. So stand sie bald vor der Wohnung des Generalpolizeilieutenants.

D'Argenson gab zur Feier der Rückkehr des Herrn de Villeneuve, seines Freundes, ein Diner im Hause.

Natürlich war es schwer, während des Festes zu ihm zu dringen; aber es gelang endlich doch dem entschlossenen Weibe. Der Generalpolizeilieutenant empfing sie in einem kleinen Gemache.

„Sie haben Ihr Gesuch dringend gemacht," sagte er zu ihr streng, „ich will nicht hoffen, daß Sie mich genarrt haben; ich bin nicht der Mann, der sich narren läßt."

„So wenig wie Sie der Mann sind, Ihre Pflicht zu versäumen — ich komme, Ihnen Cartouche zu überliefern."

D'Argenson trat unwillkürlich einen Schritt zurück: „Sie? Cartouche?!"

„Ja, ich, mein Herr," fuhr Sidi ruhig und bestimmt fort: „ich, sein Weib, das er verrathen hat."

„Sein Weib?" Und d'Argenson wollte die Glocke ziehen.

„Schellen Sie nicht, gnädiger Herr," sagte sie: „ich bin weder wahnsinnig, noch ist es nöthig, mich in Ketten legen zu lassen. Ich kam, um Ihnen freiwillig mein Bekenntniß abzulegen, freiwillig ihn Ihrem Schaffote zu überliefern. Keine Gewalt der Erde, nicht Ihre

Tortur würde mich dazu zwingen; frei spricht meine Zunge, weil er mich, die Mutter seines Sohnes, weil er seinen Dominique verworfen.“

„Reden Sie.“

„Zuvor muß ich mir aber ausbedingen —“

„Völlige Straflosigkeit? Gewährt.“

„Nicht für mich bitte ich, diesen Leib können Sie dreist vernichten; aber mein Sohn — —“

„Es soll für ihn gesorgt werden, mein Ehrenwort darauf!“

„Dank. Dominique, küß dem Herrn die Hand!“

„Ihre Aussagen, Madame!“

„Cartouche befindet sich auf dem Punkte, unter dem Namen eines Marquis von Chateaufort — —“

„Chateaufort?!“ unterbrach sie der Generalpolizeilieutenant.

„Ja — sich mit der Gräfin d'Argentière zu vermählen.“ Sie beschrieb darauf die Lage des Schlosses das sie vor sieben Stunden verlassen hatte. Der Generalpolizeilieutenant notirte es sich genau.

„Liebe Frau,“ sagte er sodann, „Sie werden begreifen, daß Sie bis zur Gefangennahme dieses schrecklichen Räubers unter Schloß und Riegel bleiben müssen.“

„Machen Sie mit mir, was Sie wollen — nur mein Kind — —“

„Man wird Sie mit Schonung behandeln; Sie

haben Frankreich einen großen Dienst erwiesen, der Alles vergessen macht, was Sie auch gefrevelt. Nur eins wüusche ich Ihnen, daß Sie Ihr Bekenntniß nicht bereuen mögen; Sie scheinen mir von besserem Stoffe, als die Anderen.“ — — — — — — — — — —

Als d'Argenson zur Gesellschaft zurückkehrte, nahm er Ernst de Villeneuve und den Marquis von Chateaufort bei Seite.

„Mein Freund,“ sagte er zu Ersterem: „Sie sind einmal fast in die Hände Dominique Cartouche's gefallen; jetzt können Sie Vergeltung üben. Herr Marquis, es steht die Furcht Frankreichs auf dem Punkte, unter Ihrem Namen eine Gräfin d'Argentière zu ehelichen. Wollen Sie das dulden?“

„Herr Villeneuve, ich bin Ihr Begleiter,“ sagte der Marquis, „um Ihnen zur Gefangennahme unseres früheren Mitschülers Beistand zu leisten, wenn Sie denselben nicht verschmähen.“

„An der Seite eines Chateaufort ficht es sich gut,“ erwiderte Ernst mit einer verbindlichen Verbeugung. Darauf fragte er, wer die Nachricht gebracht habe.

„Der Verrath.“

„So haben endlich die zwanzigtausend Livres ihre Schuldigkeit gethan.“

„Gefehlt, lieber Freund,“ entgegnete d'Argenson: „Nicht Eigennutz war seine Ursache, sondern die Leiden-

schaft, die in unseren Kreisen nur belächelt wird, — die Eifersucht."

Drei Stunden später, als Paris noch in tiefem Schlafe lag, verließen zweihundert berittene Maréchaussées die Hauptstadt, eine Stunde später stießen ungefähr ebensoviel Dragoner zu ihnen. Nur die beiden Führer wußten den Zweck des Aufbruchs, wußten, wohin es ging.

XIV.

Schwert gegen Schwert.

Die Frau von Ventadour glänzte nicht nur durch den Werth ihrer Schönheit; auch ihr köstlicher Brillantschmuck ließ sie von vielen Damen des Hofes beneidet sein. Die Pracht desselben war so herausfordernd, daß mancher Gauner sich schon nach dem kostbaren Funde gesehnt hatte. Das Erlangen erschien aber unausführbar. Außerdem lag große Schwierigkeit in der guten Verwerthung der herrlichen Steine.

Auf diesen Schmuck hatte sich Cartouche's Aufmerksamkeit gerichtet, ihn sollte seine Braut zu ihrer Vermählung tragen. Er eröffnete Lami diesen Gedanken. Der Vertraute sah ihn kopfschüttelnd an.

„Man ist der Sonderbarkeiten an Dir gewohnt," sagte er lächelnd.

„Du hältst den Einfall für unausführbar?" fragte Cartouche.

„Du hast schon Manches zu Wege gebracht, was Andere verzagen ließ,“ erwiderte Joseph.

„Und will auch dies ausführen,“ meinte Dominique: „Laß satteln! in zwei Minuten sind wir auf dem Wege nach Paris. Die Ventadour soll sich wundern, wenn sie ihren Schmuck vermissen wird.“

„Du willst doch nicht ihr Palais mit bewaffneter Faust stürmen?!“ bemerkte Lami.

„Keineswegs, ich laufe nicht mit dem Kopf durch die Wand. Aber ein Streich soll es werden, von dem man noch reden wird, wenn unsere Gebeine längst bleichen. Mach rasch! in zwölf Stunden müssen wir wieder zurück sein.“ —

Dieses Gespräch fand zwei Tage vor dem Auftritt mit Sidi statt.

Cartouche und Lami eilten nach Paris. Dort beorderte der Räuberchef seinen Vertrauten, den ersten Kammerdiener der Ventadour zu veranlassen, mit ihm zusammenzukommen. Das gelang auch Joseph, natürlich ohne daß er den Namen seines Freundes und Vorgesetzten nannte. In einem Restaurant trafen sich Jean Pâturot und der gefürchtetste Mensch Frankreichs. Nach einer Einleitung eröffnete Dominique dem Bedienten, was er von ihm wünsche. Dem sauber gekleideten Manne verging fast der Athem.

„Herr, halten Sie mich für einen Spitzbuben, für einen Schurken," fuhr er auf.

„Für einen Menschen, der nicht so dumm ist, seinen Vortheil zu vergessen," entgegnete Cartouche ruhig.

„Seinen Vortheil? Ja wohl, gehangen zu werden!" rief Pâturot und ergriff seinen Hut, um das kleine Zimmer in Unmuth zu verlassen: „Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen."

„Bleiben Sie, mein Herr," sagte Dominique.

„Nach solchen Zumuthungen?"

„Pah, Sie sind difficiler als Ihre Herrin."

„Wie das? Wollen Sie Frau von Ventadour beleidigen?"

„Keinenfalls; aber setzen Sie sich doch. Also Frau von Ventadour — —"

„Ich darf nichts weiter hören."

„Nun wohl; aber doch noch ein Gläschen trinken. Wie gefällt Ihnen diese Tabatière?"

„Sie ist höchst geschmackvoll, mein Herr."

„Sie ist die Ihre, wenn Sie noch etwas bleiben."

„Wohl; aber kein Wort mehr von Frau von Ventadour und ihrem Schmucke," sagte der Kammerdiener.

„So lassen Sie mich fragen, ob Sie mit Ihrer Stellung völlig zufrieden sind?"

„Die gnädige Frau läßt mir nichts zu wünschen übrig," antwortete Jean Pâturot.

„Das ist hübsch — ich meinestheils würde freilich lieber eigener Herr mit einem Vermögen von hunderttausend Livres sein, als selbst der einflußreichste Diener, der doch hin und wieder dem oder dem ausgesetzt ist, was einem freien Manne nicht passen würde. Jede Herrschaft hat ihre Launen. Trinken wir auf die Selbstständigkeit."

Die Gläser klangen aneinander.

„Sind Sie verheirathet, Herr Pâturot?" fragte Dominique weiter.

„Nein, die gnädige Frau gestattet das nicht." Diese Antwort ward mit kläglichem Tone gegeben.

„Also eine Laune. Wissen Sie den Grund?"

Der Kammerdiener zuckte die Achseln.

„Nun," fuhr Cartouche fort, „im Grnnde ist das Ihnen gleichgültig, Sie werden nicht wünschen — —"

„Im Gegentheil," unterbrach ihn Jean: „es ist der einzige Punkt, wo ich nicht ganz zufrieden bin."

Der Räuberchef lächelte; jetzt war er seiner Sache sicher; er kannte die Lockspeise, die den gewünschten Fisch in sein Netz treiben mußte, und er war der Mann, die Gelegenheit sogleich zu benutzen.

„Dann müssen Sie versuchen, ob sich das nicht auch ohne Ihre Gebieterin durchsetzen läßt," sagte er.

„Das ist unmöglich."

„Nichts ist unmöglich, wozu ich die Hand biete."

„Wenn ich meine Stelle verliere, bin ich arm wie eine Kirchenmaus,“ erwiderte Jean etwas kleinlaut.

„Pah, eine Stelle verliert man, eine andere — —“

„Die meine bringt mir zwölfhundert Livres.“

„Nur zwölfhundert? Das ist ein kärglich Auskommen, wenn Einem das Vierfache geboten wird.“

„Das Vierfache?“ entgegnete Pâturot in ungläubigem Tone.

„Ja, das Vierfache, ohne daß Sie darum aufzuhören brauchen, Ihr eigener Herr zu sein. Hunderttausend Thaler in Gold warten Ihrer, wenn — —“

„Ich zum Diebe werde.“ Pâturot senkte das Haupt.

„Bedenken Sie sich die Sache,“ fuhr Dominique fort: „Sind Sie in zwei Stunden mit dem Schmucke hier zur Stelle, so ist das Gold das Ihre.“

„Der Schmuck ist das Dreifache werth.“

„Denken Sie, daß ich ohne Vortheil handle, und meinen Sie, daß Sie ein besseres Geschäft machen, wenn Sie ihn für sich stehlen und zu Gelde machen — gut, ich will Ihnen nicht hinderlich sein.“

„Nein, nein — aber wenn ich ergriffen würde —?“

„Guter Freund, das würde nur an Ihrem Ungeschick liegen,“ entgegnete Cartouche: „Sobald der Schmuck in meinen Händen, sind Sie in Sicherheit. Freilich dürfen Sie nicht im Augenblick Ihre Stelle aufgeben, müssen die Gelegenheit abwarten, die sich leicht finden

wird, da Sie kein einfältiger Träumer, sondern ein praktischer, kluger Kopf mit hellen Augen sind." — —

„Und wieviel wird Dir der Schmuck kosten?" fragte Lami, nachdem der Kammerdiener sich entfernt hatte.

„Einhunderttausend Livres, die wir sogleich verdienen müssen," äußerte Cartouche.

„Sogleich? Dominique, ich fürchte, Du träumst."

„Im Gegentheil, ich bin nie mehr wach gewesen."

„So erkläre mir — —"

„Laß die That sprechen. Zuvor müssen wir das Gold haben, um damit zu verdienen. Ich hoffe, im Pistolet finden wir die Summe. Komm!" — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Wechsler van der Staak war einer der reichsten Männer Frankreichs; seine Verbindungen reichten weithin, und seine Unterschrift galt in London wie in Madrid. Zu diesem Manne traten ungefähr eine Stunde nach jenem Gespräche zwei Herren in reicher Kleidung, denen ein Diener mit einem ziemlich schweren Beutel folgte. Die beiden Herren waren Cartouche und Lami.

„Mein Herr," redete der Erstere den Banquier an: „Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie mir statt baaren Goldes Wechsel auf ein Lyoner Haus übergäben, die a vista zahlbar sind."

Der Kaufmann verneigte sich zustimmend. „Die Firma Hache und Co. wird sogleich meine Papiere

honoriren. Ich schreibe den Wechsel, wie Sie ihn wünschen."

Während sich der Kaufmann an die Arbeit machte, leerte der Diener den Beutel auf einen zur Hand sich befindenden Tisch und entfernte sich.

Van der Staak überreichte Cartouche das Papier. Dieser gab es Lami mit dem Auftrag, es eilig an den Grafen von Massard zu bringen. Joseph ging ebenfalls, während der Räuberchef zurückblieb und die Zählung des Goldes durch zwei Gehülfen abwartete, mit dem Banquier redend, der über die Unterhaltungsgabe des neuen Kunden ganz entzückt war, da dieser die Klugheit des Geschäftsmannes mehr als einmal betonte und ihm ziemlich ironische Schmeicheleien sagte.

Die beiden Commis waren mit dem Zählen des Goldes noch nicht fertig, als Lami zurückkehrte und seinem Freunde die Anzeige machte, daß Massard schon abgereist sei. Cartouche's Stirn verfinsterte sich.

„Das ist mir ein hübscher Freundschaftsstreich," sagte er: „Herr van der Staak, da bedaure ich, daß ich Ihnen den Wechsel zurückgeben muß, natürlich gegen den üblichen Verlust. Genügt eine Summe von fünfhundert Livres?"

„Ich acceptire," meinte der Banquier, empfing sein Papier und ließ Cartouche das Gold wieder einstreichen, bis auf fünfhundert Livres, welche als Verlust gezahlt

wurden, ja begleitete die beiden Herren zu dem wartenden Wagen. —

Acht Tage später erhielt er eine Anzeige der Herren Hache und Co., daß seine Tratte von hunderttausend Livres eingelöst sei.

„Meine Tratte?" schrie van der Staak und erinnerte sich der wechselnden Herren. Er stürzte nach seinem Schreibpulte und fand dort seinen Wechsel vor. Als er ihn jedoch genauer prüfte, ergab sich, daß er nicht der echte war, sondern eine geschickte Copie. Der echte war den Weg nach Lyon gegangen und dort honorirt worden. — — — — — — — — — — —

Jean Pâturot hatte nicht der Versuchung widerstanden; gegen die hunderttausend Livres lieferte er Cartouche den Schmuck seiner Herrin aus, machte er sich zum Sklaven des gefürchteten Räubers. So rächte sich die Untreue, das Verbrechen, welches der vertraute Diener an Frau von Ventadour beging. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Der Morgen des Hochzeitstages war da. Schon mit dem Frühsten stellten sich die Gäste ein. Prächtige Kleider und hochtönende Namen verhüllten die größten Banditen Frankreichs. Ungezwängt bewegten diese sich heut in den abgemessenen Formen der Etiquette, des Ceremoniels, des Rococo, daß selbst das geübte Auge

Etienne's getäuscht wurde und er die Verkleidungen nicht bemerkte und durchdrang.

Wäre das nicht der Fall gewesen, hätte er sich vielleicht heimischer gefühlt. Zum ersten Male, seit er in dem Schlosse weilte, hatte ihn an diesem Morgen Besorgniß ergriffen, die sich steigerte, so daß er wünschte, er und seine Tochter hätten das gewagte Spiel nicht unternommen. Er bedurfte des Anblicks Mariens, um sich zu stärken, um die Ahnungen, welche ihn quälten, zu verscheuchen. Sobald es thunlich war, eilte er darum in die Zimmer, welche sie bewohnte. Er fand sie bei der Toilette, um sie die Zofe beschäftigt, welche ihr der Pseudomarquis gegeben. Marie war heiter und ihre Miene drückte keine Besorgniß aus.

„Was bringen Sie, Etienne?“ fragte sie, sich lächelnd zu ihm wendend: „Sie schauen so ernst darein.“

„Im Grunde bekümmert es mich, daß der Familienschmuck nicht zur Stelle, um würdig vor den ehrwürdigen Priester treten zu können. Das Wenige, was Sie hier besitzen, ist unbedeutend, gnädige Frau.“

„Auch ohne Diamanten und Perlen kann man froh zum Altare treten,“ bemerkte Marie.

„Das sollst Du nicht, Du holdes Weib,“ tönte Cartouche's Stimme hinter Etienne's Rücken, und der falsche Chateaufort eilte auf sie zu, drückte einen flammenden Kuß auf die weiße Stirn und überreichte ein

Kästchen von Cedernholz. Sie öffnete dasselbe und stieß einen Schrei der freudigen Ueberraschung aus.

„Nun, gefallen Ihnen die Brillanten?“ fragte Dominique und lächelte.

„Und Sie können fragen? Schönere hat keine Königin. O, über Ihre Verschwendung, Sie theurer, lieber Mann.“ Und sie schlang ihre Arme um seinen Nacken und küßte ihn mit herzlichem Feuer. Dann wandte sie sich zu Etienne: „Schauen Sie her, ist das nicht prächtig, herrlich — diese Diamanten?!“

Etienne nahm das Kästchen aus ihrer Hand und blickte scharf auf den Schmuck.

„In der That, das ist ein des Königs würdiges Brautgeschenk. Hiergegen verschwinden allerdings die Juwelen der Frau Gräfin zu einem Nichts. Der Schmuck ist mindestens seine hunderttausend Ducaten werth.“

Hunderttausend Ducaten! Die Gräfin hätte bei diesem Gedanken laut aufjubeln mögen. Dadurch würde die Glücksritterin sich verrathen haben; aber ein Blick des Vaters hielt sie zurück.

„Ziemlich getroffen,“ erwiderte das Oberhaupt der französischen Gauner in leichtem Tone, „und die Liebe mag es für das Zehnfache ansehen, wenigstens verdient die Schönheit meines Bräutchens Ungewöhnliches.“

„Marquis, Sie sind der liebenswürdigste Mann

unter dem Himmel," versetzte die Gräfin mit seligem Blick. Entzückt schloß er sie an die Brust.

Da öffnete sich die Thür, ein Diener trat herein uud meldete den so eben eingetroffenen Grafen du Chatelet.

„Nur rasch herein mit ihm," rief Cartouche, ohne darauf zu achten, daß Marie bei dem Namen erbleichte.

Im nächsten Augenblick war Alexander in dem Zimmer und stand den Beiden gegenüber.

„Du kommst ein wenig spät, mein Freund," bemerkte der Pseudomarquis, ihm entgegentretend.

„Zu unserem Heil; denn als ich — —"

„Laß das für heut," unterbrach ihn der falsche Chateaufort.

„In der nächsten Stunde ist es vielleicht zu spät."

„Pah, hier die Gräfin d'Argentière, meine Braut."

„Die Gräfin d'Argentière?!" wiederholte der frühere Lieutenant der Nobelgarde stutzig.

„In der That — meine Braut," bestätigte Dominique: „Aber was ist Euch? Starrt Ihr Euch nicht an, als ob Ihr Geister sähet? Kennt Ihr Euch aus früheren Zeiten?"

Das Weib hatte sich schon gefaßt.

„Die Phantasie spielte mir so eben einen häßlichen Streich," sagte sie; „als ich den Herrn Grafen erblickte,

glaubte ich, daß mein verstorbener Gemahl, aus seinem Grabe erstiegen, mir gegenüberstände."

„Und auch ich finde in der gnädigen Frau eine Aehnlichkeit, die mich an eine Wendung meines Schicksals mahnt."

„Das Spiel der Natur ist manchesmal merkwürdig," lächelte Cartouche: „Da hatte ein armer Bursch, Charles Bourguignon, solche Aehnlichkeit, daß Jeder uns verwechselte, wenn er uns auch kannte. Aber Deine Toilette, meine theure Marie, ist noch nicht beendet. Halte Dich bereit, in einer Stunde mit mir vor den Priester zu treten. Komm, Alexander, lassen wir meine Braut allein."

Die Beiden verließen das Zimmer. Kaum hatte sich die Thür hinter ihnen geschlossen, so trat Etienne Marien näher und fragte leise, durch einen Blick auf die Zofe aufmerksam machend: „Du kennst den Grafen?"

„Ich kann mich nicht täuschen," entgegnete Marie ebenso, „es ist derselbe Offizier, den ich für todt hielt. Du weißt —?"

„Die Frau Gräfin scheinen mir bleich zu werden," sagte Etienne laut.

„In der That die Freude, die Aufregung. Amelie, haben Sie doch die Güte und bringen mir ein Glas Wasser."

Die Zofe entfernte sich.

„Derselbe, um den Dich Villeneuve fortjagte?“

Eine Kopfbewegung gab die Bestätigung.

„Wetter, das ist eine übele Geschichte,“ fuhr Etienne fort: „Aber es kann noch gut gehen, wenn Du Deine Besinnung nicht verlierst. Bei der nächsten Gelegenheit müssen wir freilich fliehen. O, dieser himmlische Schmuck! er wird uns begleiten, und unser Loos ist, Dank der freigebigen Verliebtheit, gesichert.“

„Daß wir erst fort von hier wären!“

„Vielleicht gelingt es uns schon morgen der Gefahr zu entziehen.“

„Gebe es der Himmel.“

„Ich werde keine Gelegenheit aus den Augen lassen.“ — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Trotz der Vorsicht, mit der Ernst de Villeneuve und der wirkliche Marquis von Chateaufort ihre Anordnungen getroffen hatten, wären ihre Vorbereitungen zum unvermutheten Angriff und zur Gefangennahme des berühmten Räubers noch vor der Zeit entdeckt worden, würde nicht du Chatelet durch den Anblick seiner früheren leichten Eroberung aus der Gedankenbahn gelenkt worden sein. Als der ehemalige Offizier sich nämlich Cartouche's Aufenthaltsort, der sonstigen Falschmünzerwerkstatt, näherte, war es ihm vorgekommen, als wenn er von verborgenen Spähern beobachtet sei — jeden-

falls ging um ihn etwas vor, welches das Verderben in sich tragen konnte. Diese Ahnung war ihm bald zur Gewißheit geworden, und er beeilte sich, um Dominique zu warnen. Hätte er die Warnung vorgebracht, so war an eine Ueberraschung der Gauner nicht zu denken; vielleicht gelang es denen sogar, den Kreis, der sie umgab, zu durchbrechen und sich zu retten. Da hatte sein Blick Marie getroffen und die Warnung unterblieb.

„Du hast also eine meiner Braut ähnliche Dame einst gekannt?" fragte Dominique, nachdem die Beiden Mariens Zimmer verlassen hatten: „Wer war das, wenn kein Geheimniß dabei ist?"

„Marie Courbier, die Maitresse Villeneuve's," antwortete Alexander.

„Merkwürdig, die Gräfin heißt auch Marie," bemerkte der Pseudomarquis leichthin.

„Marie?! Höchst sonderbar. Und Du bist gewiß, daß Du nicht geäfft bist?"

„Wer wollte es wagen? Louis Dominique Cartouche läßt nicht mit sich scherzen."

„Soviel ich weiß, kennt Dich die Gräfin nur unter dem Titel eines Marquis von Chateaufort."

„Trotzdem würde es ein zu gefährliches Spiel sein, um es zu unternehmen."

„Es mag sein, obgleich es Fälle giebt — —"

„Nein, nein, ich kann nicht betrogen sein.“

„Ich habe das auch nicht behauptet; aber die Aehnlichkeit ist so ungemein — — Hast Du bemerkt, ob Deine Gräfin einen leichten, kleinen Fleck auf ihrer linken Schulter besitzt?“

„Von der Größe einer Linse —“

„So ist sie es auch, um die mir der Weg zur Gnade versperrt ist,“ sagte der ehemalige Offizier.

„Ha! Teufel!“ schrie Cartouche: „wäre dem so. Aber nein, nein! Und doch — Gewißheit! und meine Rache soll so ausgesucht sein, daß der Satan darüber schaudern soll. Hei! mich narren! — Lami! Lami!“

Er hatte den vertrauten Freund vom Fenster aus über den Hof gehen sehen. In der nächsten Minute trat Joseph in das Gemach, wo sich die Beiden befanden.

„Joseph Lami,“ rief er ihm entgegeneilend, „hältst Du es für möglich, daß man mich belügt, zumal wenn man sich in meiner Gewalt befindet?“

„Du stellst die Frage zu allgemein,“ erwiderte der Gefragte.

„Nun denn: hältst Du es möglich, daß die Gräfin keine Gräfin, sonst eine Metze ist?“

„Mir ist so Manches seltsam bei ihr vorgekommen; doch kann ich es nicht behaupten, daß sie eine Buhlschwester sei,“ erwiderte Lami: „Mich hat mein Weib,

das ich heiß liebte, hintergangen, daß ich sie sterben ließ, ich fühle mich zu sehr Partei, über ein Weib zu Gericht zu sitzen und ein Urtheil zu Gunsten desselben zu fällen. Jedenfalls aber, um wieder auf die Gräfin zu kommen, hat sie, wenn sie eine Abenteuerin ist, nur mit Dir dasselbe Spiel getrieben, wie Du mit ihr. Sie kann sich darauf berufen und Du kannst nur Deine eigene Blindheit beklagen. Alexander, bist Du der geistreiche Entdecker der Komödie gewesen? Für vorkommende Fälle will ich Dir dann den Rath geben, nicht mit der Thür in das Haus zu fallen, sonst könntest Du Contusionen davontragen."

„Wenn es wahr wäre — —?" monologisirte Dominique: „Ich werde mich überzeugen, wo sie es am wenigsten erwarten wird. Freunde, in die hochzeitlichen Kleider! Alexander, Du wirst sehen, daß ich in dem himmelblauen Atlas wie ein Gott ausschauen werde. Kein Wort von unserem Gespräche." — — — — —

Das größte Zimmer des alten, jetzt im Festkleide prangenden Schlosses war zur Kapelle hergerichtet, in der sich die Trauzeugen in ihren gewählten Toiletten befanden, meistentheils Herren. Niemand von allen Gaunern machte der Maskerade Unehre; jeder wußte sich in der kostbaren Tracht, die er trug, leicht und sicher zu bewegen, wie man denn in den Dienern wie

ihrem Haushofmeister keinen anderen Kern vermuthet hätte, als die Schaale zeigte.

Vor dem Altar stand der Geistliche, ihm zur Seite zwei Chorknaben, welche die frappanteste Aehnlichkeit mit zwei Pariser Loretten besaßen. Alle Augen ruhten erwartungsvoll auf der Thür.

Jetzt öffnete sich dieselbe. Der falsche Marquis führte seine schöne Braut herein, ihnen folgten Lami und du Chatelet.

Marie war bewunderungswürdig schön; die Reize, welche ihr die Natur verliehen hatte, waren durch die Pracht der Gewänder, durch den strahlenden Brillantschmuck gehoben, daß dieser und jener in der Versammlung sich kaum eines Ausrufs der Bewunderung enthalten konnte. Die Gräfin bemerkte den Eindruck, den ihre Erscheinung hervorgebracht, und lächelte. Auch Dominique lächelte; aber es sprach sich darin nicht die Bewunderung und die Freude aus, — in seinem Lächeln lauerte der Dämon der Bosheit, der den vernichtenden Schlag zu führen im Begriff ist.

Hinter Lami und du Chatelet zeigte sich das Gesicht Etienne's mit dem Ausdrucke der Zufriedenheit.

Nachdem das Brautpaar die Versammlung begrüßt hatte, nahm Dominique das Wort:

„Erlauchte Damen und Herren, liebe Freunde und Verwandte. Sie wissen, warum ich Sie hierher ge-

rufen: der Marquis von Chateaufort will sich mit der schönen Gräfin d'Argentière vermählen. Schon ist der Ehecontract rechtskräftig vollzogen worden, in dem eine erhabene Braut mich zum Herrn ihrer Güter gemacht. Es fehlt nur noch der Segen des Priesters, um unsere Ehe zu weihen. Der würdige Vater wartet. Madame, sind Sie bereit?"

Marie senkte beistimmend das Haupt. Cartouche ergriff wieder ihre Hand, um sie vor den Pater zu führen. Da trat ihnen der Haushofmeister (Boucher) entgegen.

„Was willst Du? — uns aus dem Wege," herrschte der Pseudomarquis seinem Diener zu.

„So eben brachte ein Eilbote diesen Brief an die Frau Gräfin, er hat keinen Aufschub."

Marie nahm den Brief und erbrach ihn, über Cartouche's Antlitz schwebte ein höllisches Lächeln. Das Schreiben enthielt die Worte: „Herr de Villeneuve wünscht seiner Maitresse Glück zu ihrer Komödie." Sie erbleichte, zitterte; im nächsten Augenblick hatte sie sich wieder gefaßt und wollte das Papier zerreißen.

„Was hat Ihnen das Papier gethan, daß Sie es vernichten wollen?" fragte Dominique: „ich bitte: Geben Sie es mir als ein Zeichen, daß kein Geheimniß zwischen uns besteht."

„Nein, lassen Sie es mir als ein Zeichen Ihres

Vertrauens," erwiderte sie mit holdem Lächeln: „Es enthält in der That nichts, was der Rede werth wäre. Nicht wahr, Sie dringen nicht mehr in mich? Sie bescheiden sich?"

„Sie thun wir weh, daß Sie mir die Bitte abschlagen, und gerade in dem Augenblick, wo der Priester uns verbinden soll."

„Der Inhalt ist so gleichgültig, so unwichtig. Eine Verwandte sandte mir nur ihren Glückwunsch."

„Ihre Weigerung reizt meine Neugier."

„Lassen Sie dieselbe entschwinden, sie ist ohne Grund; ich habe Ihnen der Wahrheit nach den Inhalt berichtet."

„In der That."

„So wahr wie ich Marie d'Argentière —"

„Dann muß es wirklich der Fall sein, Marie Courbier," lachte Dominique hell auf.

Wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel schmetterte ihr wahrer Name auf die Geliebte des Herrn de Villeneuve, aber zerschmetterte sie nicht — im nächsten Moment hatte sie sich stolz aufgerichtet.

„Es scheint, als wollten Sie Ihre Gattin beleidigen, Herr Marquis," rief sie: „Sie, der mich vor jeder Unbill schützen müßte. Welch ein Wahnsinn hat Sie gepackt! Haben Sie Ihr Ohr dem Gift der Verleumdung erschlossen? Wer wagt es, von der Gemahlin des Marquis von Chateaufort Unwürdiges zu reden?"

„Sie sind also nicht Marie Courbier?"

„Ich denke, ich habe Ihnen meinen Namen nie verschwiegen."

„Lügnerin," donnerte Cartouche, „um die dieser Mann (er zeigte auf du Chatelet) fast in den Tod gegangen, die Maske herunter! Dein Richter steht vor Dir."

„Du selber Deine Maske herunter! Dein Richter erwartet Dich," donnerte Villeneuve's Stimme unter der Thür. In den Saal stürzten er und Chateaufort, von einem Dutzend Polizeiwachen begleitet, in der Rechten das Schwert, in der Linken die doppelläufige Pistole: „Wer sich rührt, ist des Todes. Ergreift die Schurken."

Bestürzung hatte die Räuber ergriffen, der Ueberfall hatte sie zu rasch betroffen; aber nur einen Augenblick dauerte der Zustand der Lähmung. Schon donnerte Cartouche's Stimme: „In die Hölle mit Ihnen, Jungen."

Schwerter klirrten gegen Schwerter — Pistolenschüsse durchschallten das Gebäude. So furchtbar die Uebermacht der Vertheidiger des Eigenthums, so unerwartet ihr Angriff die Banditen betroffen hatte, die nicht einmal ihren Feinden gleiche Bewaffnuug entgegensetzen konnten, ebenso verzweifelt fochten die Verbrecher. Es gelang ihnen sogar, sich nach dem Thurm eine Bahn zu

brechen, und schon fielen aus dessen Fenstern Schüsse auf die Soldaten und die Beamten der Maréchaussée.

Zweimal hatten sich die Degen Cartouche's und Villeneuve's gekreuzt, zweimal waren die beiden Feinde getrennt worden, ohne daß Einer den Andern verletzt hatte. Jetzt focht der Führer der Räuber nicht weit vom Eingang des Thurmes, ein zweiter Cocles den Angriffen von zwanzig Schwertern Trotz bietend. Unverwundet stand er da, trotzdem daß die Kugeln um ihn herum einschlugen; aber lange konnte er, umzingelt, nicht mehr Stand halten, vielleicht fiel er schon mit der nächsten Minute in die Hände der Gerechtigkeit.

Da stürzen Joseph Lami, Boucher, du Chatelet, Grandtête wieder aus dem Thor des Thurmes zurück. Wüthend hauen sie sich Bahn, auf ihren Schwertern scheint der Tod zu ruhen — das Wagniß gelingt, Cartouche ist in ihrer Mitte. Aber zwischen sie und den Thurm wirft sich der Marquis von Chateaufort mit mehren Dragoneroffizieren, während Villeneuve sie von der Seite angreift. Da sinkt Boucher, da sinkt Grandtête durch den Kopf geschossen, da wankt Joseph Lami, eine Wunde in der Seite.

„Leb wohl, Dominique!" ruft er, und ein Dutzend Arme strecken sich nach ihm aus — er ist gefangen.

Rasend wie ein gereizter Löwe wirft sich Dominique auf die Uebermacht. Zum dritten Mal kreuzt sich seine

Klinge mit der Villeneuve's, da pfeift du Chatelet's Schwert dazwischen — „Revange!" und Ernst sinkt schwer getroffen zur Erde. Der Fall des Führers läßt die Untergebenen bestürzt werden. Diesen Augenblick benutzen die Beiden — der Thurm nimmt sie auf.

„Ihnen nach! Rächt Euren Führer!" tönt die Stimme des Marquis von Chateaufort, und Alles stürzt stürmend herbei.

Das Thor bietet keinen Widerstand, da die Verbrecher noch nicht im Stande waren, es zu schließen. Man ficht im Innern des Thurmes, die Treppen empor, nach der Plattform zu. Wüthend vertheidigen die Banditen Stufe für Stufe, Gemach für Gemach; aber ihre Zahl wird kleiner und kleiner. Kaum sind es jetzt nur noch zwanzig Männer, welche das flache Dach des Thurmes erreichen und dort den letzten Verzweiflungskampf fechten. Unter ihnen befinden sich Cartouche und du Chatelet nicht mehr.

Wo war der Führer? wo der frühere Offizier geblieben? Waren sie beim ersten Ansturm niedergestreckt worden? —

So wild Cartouche gefochten, hatte er die Besinnung nicht verloren. Kaum war es ihm gelungen, den Thurm zu erreichen, als er, du Chatelet mit sich fortreißend, in einen Gang sprang, der in die Keller führte. Niemand hatte bisher daran gedacht, sich dorthin zu

begeben, außer Boucher, der jedoch seinem Eide getreu für den Führer gefallen war, kannten doch nur er und Cartouche das Geheimniß des Weges unter der Erde, der von den Kellern ausging und tausend Schritte weiter in einem unscheinbaren Gebüsch sein Ende erreichte.

„Wohin willst Du?“ fragte Alexander.

„In's Freie! wir sind gerettet!“

Cartouche schob hinter sich die Riegel einer schweren Thür zu — dichte Finsterniß umgab die Beiden. Der Räuberchef fand jedoch sogleich Schwefelfaden, Stahl und Feuerstein, in der nächsten Minute brannte ein Windlicht. Dann deutete er auf eine Thür zur Rechten.

„Leicht würde es sein,“ sagte er, „unsere Jäger zu verderben. Doch gehen wir mit ihnen zu Grunde, werfen wir Feuer in die Pulverkammer.“ Hierauf wandte er sich links und drückte an eine Feder in der Mauer. Mit einem leise kreischenden Ton öffnete sich dieselbe, eine Treppe lag vor ihnen.

„Per aspera ad astra! hinunter! wir sind gerettet!“

XV.

Herr Charles Bourguignon.

Cartouche war gerettet; aber der Angriff nicht gescheitert, nicht erfolglos gewesen. Drei und sechszig gefürchtete Räuber bedeckten als Leichen das Schlachtfeld, dreizehn (unter ihnen Lami) waren lebendig in die Hände der Gerechtigkeit gefallen. Nicht ohne bedeutende Opfer war dieser Sieg erkauft worden; neunzehn Dragoner und noch mehr Leute der Schaarwache zählten zu den Todten, die doppelte Anzahl fast war verwundet. Den größten Vortheil gewährten die Gefangenen jedoch der Justiz und Polizei; denn die Tortur ließ sie Genossen und deren Schlupfwinkel verrathen, so daß auch Dominique, obgleich frei, jetzt das Leben eines gehetzten Wildes führte. Von Allen war es Joseph Lami allein, dem die schrecklichsten Martern kein Geständniß abzupressen vermochten, der durch seinen Galgenhumor die Richter in Verlegenheit setzte, bis der

Tod ihn unter den fürchterlichsten Schmerzen erreichte und ihn so zum gepriesenen Gaunermärtyrer machte.

Eigenthümlich war es, daß Marie Courbier und deren Vater sich zu retten vermochten, daß keiner von ihnen in die Hände der Gerechtigkeit fiel. Wie es ihnen möglich gewesen, ist ein Geheimniß geblieben; daß es der Fall, bezeugt, daß die falsche Gräfin von Argentière im folgenden Jahre unter der Aristokratie Englands eine bedeutende Rolle spielte und sich in den angenehmsten Verhältnissen befand, was zu schildern wir uns für ein zweites Werk vorbehalten, gesetzt, daß dieses Beifall findet.

Hatte Dominique's Gaunergenie bisher das Glück gelächelt, so schien sein Stern jetzt im Verbleichen zu sein. Die Versuche, seinen Staat aufrecht zu erhalten, mißglückten; die Säulen des Hauses, das er gegründet, waren zertrümmert und neue aufzurichten, erlaubte nicht das Damoclesschwert, welches über seinem Haupte schwebte. Die Kühnheit des gewaltigen Verbrechertitanen war freilich nicht erschüttert, war jedoch die des Flüchtlings. Der einst gefürchtete Räuber wurde jetzt wie ein wildes Thier gehetzt und die Maréchaussée, die sonst ihn anzugreifen fast gescheut, war auf seinen Fersen, unabläßig, in jedem Augenblick.

In der Seinestraße wohnte ein Mädchen, das zu des Gaunerkönigs Maitressen zählte; das aber den Ge-

nossen desselben fast unbekannt war. Bei ihr glaubte sich Dominique sicher, bei ihr glaubte er sich von der Hetze ausruhen zu können. Doch bald war auch dieser Aufenthaltsort verrathen; schon am Abend des zweiten Tages drang die Polizei in das Haus. Die Vorbereitungen waren meisterhaft getroffen — es schien, als müßte Cartouche jetzt gefangen werden, wenn auch dazu Opfer erforderlich waren; denn die Pistolen, welche er führte, fehlten selten ihr Ziel.

Schon hat man die Wohnungsthür gesprengt, schon greift der Gefangene nach seinen Waffen — da fällt ihm der Kamin in die Augen und er verschwindet in demselben. Es war die höchste Zeit; im nächsten Augenblick dringt die Maréchaussée auch in dieses Gemach mit blanken Schwertern, mit vorgehaltenen Pistolen. Zu ihrem Erstaunen empfängt kein Pistolenschuß die Hereinbrechenden; aber sie fanden auch das Nest leer.

Wohin war er entflohen, den sie suchten? Kein Winkel blieb undurchforscht. Endlich fand man die Spuren des Entwichenen im Kamin; er selbst war der Gefahr entwischt.

Als die Schaarwache hereinbrach, kletterte Dominique den Schornstein empor, kauerte einen Augenblick hinter denselben nieder und kroch sodann über die Dächer fort. Hier kam ihm die Dunkelheit zu Hülfe. Nachdem er eine ziemliche Strecke zurückgelegt hatte,

schwang er sich in die Mündung eines Schornsteins und kletterte langsam und Geräusch vermeidend hinab. Der Schornstein führte in den Kamin eines Zimmers der zweiten Etage. In dem Zimmer saß eine junge Frau am Fenster.

So vorsichtig der Räuber bei seinem Herabsteigen verfahren war, so konnte er doch, als er in den Kamin gelangt war, nicht jedes Geräusch vermeinden.

„Wer ist da?" fragte die Dame sich umblickend.

Da stürzte ihr Dominique zu Füßen, sie um Hülfe und Rettung anrufend: er sei von hartherzigen Gläubigern verfolgt, die ihn in das Gefängniß bringen wollten, er sei verloren, wenn sie ihn verrathe. Aber er unterwerfe sich ihrem Willen.

Dominique war ein gewandter Schauspieler, ein tüchtiger Schauspieler — er rührte die junge Dame, daß diese ihm Kleider ihres Mannes lieh, damit er sicherer seinen Gegnern entgehen könne.

Am folgenden Tage erhielt sie die Kleider mit einem Dankschreiben, unterzeichnet Louis Dominique Cartouche, und einem kostbaren Geschenke zurück. — —

Dieser Ueberfall hatte dem Räuberfürsten Paris für den Augenblick verleidet und er beschloß, sich von seiner Schaubühne auf einige Zeit zurückzuziehen. Er wandte sich nach Bar-sur-Seine. Nicht lockte ihn dorthin der reiche Weinbau, nicht das wunderthätige Marienbild;

er beschloß dort eine eigenthümliche Rolle zu spielen, sich in eine angesehene Familie als Mitglied einzudrängen.

In Bar wohnte eine wohlhabende Wittwe Bourguignon, deren Sohn Charles schon fünf Jahre von Hause abwesend war und dorthin auch nie zurückkehren konnte, weil er nicht mehr unter den Lebenden weilte, was aber der Familie unbekannt war. Dominique hatte vor Jahresfrist den jungen Mann getroffen, sich ihm angeschlossen, von der Aehnlichkeit desselben mit ihm überrascht, dann ihn seiner Geheimnisse und Papiere beraubt, da Charles in ein hitziges Fieber fiel, dem er auch erlag. (Daß Charles Bourguignon für Cartouche gehängt sei, ist eine längst widerlegte, ganz unbegründete Sage.)

Zu dieser Wittwe Bourguignon eilte nun der gefährlichste Räuber Frankreichs, und so gut das Mutterauge sonst zu schauen vermag, täuschte er es, daß sie ihn als ihren heißersehnten Sohn empfing. Jubel herrschte in der ganzen Familie über den endlich Zurückgekehrten, eine Festlichkeit jagte die andere. Cartouche lächelte im Gefühl seiner Sicherheit und dupirte das ganze Städtchen, welches ihm seine Töchter darstellte, damit er aus ihnen sich das künftige Ehegemahl erwähle.

Unter diesen Mädchen befand sich auch die Tochter des Maire: Louison Beauregard, eine Blume, deren

Duft ihn anreizte sie zu brechen. Der Himmel behütete sie, die Gattin des Verbrechers zu werden, indem er ihr eine andere Liebe einflößte. Der Widerstand, den der vom Vater begünstigte Dominique fand, reizte diesen mächtig und führte ihn zu Schritten, die ihn in der Provinzialstadt bloßstellten, während sie in Paris belächelt worden wären.

Die Beauregard's besaßen vor dem Thore des Städtchens ein Landgut, weniger groß, als einsam und reizend gelegen. Dies war das Ziel von Louison's Spaziergängen, die sie an jedem Tage, bald in Begleitung ihres Vaters oder ihrer Mutter, bald unter dem Schutze der alten Dienerin, die einst ihre Wärterin gewesen, hin und wieder auch allein zurücklegte. Einen solchen Ausflug dachte Dominique zu benutzen um das Ziel seiner Wünsche zu erreichen.

Die Gelegenheit war von ihm erspäht worden: das Landgütchen bestand aus einem kleinen Häuschen, das der alte Gärtner bewohnte, und einem mittelgroßen Garten, an dessen Ende sich eine Grotte befand. Hier pflegte sich Louison aufzuhalten, mit einer Handarbeit beschäftigt, oder sich ihren Gedanken überlassend, um so mehr, wenn sie ohne Begleitung gekommen war, da der halbtaube Gärtner sich nie in dem Dunkel der Bäume und Sträucher aufhielt, welches die Grotte umgab. Der Tag, an dem zunächst das hübsche Mädchen

allein hinausging, sollte Cartouche zur Erreichung seines unlauteren Zweckes dienen.

Bald geschah es denn auch, daß sich Alles für seine Pläne günstig fügte; Louison machte sich allein auf den Weg. Sogleich folgte er ihr, ohne daß sie es bemerkte, umging, als das Mädchen in dem Garten verschwunden war, das Landgut, stieg im Rücken der künstlichen Grotte über den Umgrenzungszaun und nahte leise der Stelle, wo sich Louison befand.

Das junge Mädchen hatte ihre Handarbeit auf ihren Schooß sinken lassen und hing ihren Träumen nach. Sie war in der That mehr als hübsch und bot in diesem Augenblick ein reizendes Bild dar, das sich vortheilhaft von der Tiefe der Grotte abnahm. Rasch trat Cartouche vor, sie so aus ihren Träumereien erweckend.

„Ah, Sie sind es, Herr Bourguignon,“ sagte sie naserümpfend: „Es ist nicht hübsch, eine Dame zu erschrecken “

„Im Gegentheil, schöne Louison, deucht die Gelegenheit mir zu günstig, daß ich nicht der Reize Königin die Huldigungen meiner Gefühle zu Füßen legte. O, wie sind Sie schön, wie anbetungswürdig!“ Er warf sich vor ihr auf das Knie, ergriff ihre Hand und bedeckte sie leidenschaftlich mit Küssen.

„Mein Herr, lassen Sie mich,“ rief sie aufspringend

und suchte ihm ihre Hand zu entziehen, aber schon hatte er ihre Hüfte umschlungen, schon ruhten seine glühenden Lippen auf ihrem Mund und Busen.

„Zurück! Hülfe!“

„Niemand hört Dich, Täubchen!“ und er trug sie in die Tiefe der Grotte.

„Erbarmen! Hülfe! Erbarmen!“ jammerte sie, sich gegen seine Kraft vergeblich sträubend.

Erbarmen mit der Jungfrau war Dominique fern, aber nicht dem Himmel; er schickte den Retter in Gestalt des Gärtnerhundes, der sich wüthend auf Cartouche warf, so daß dieser seine Beute lassen mußte, um sich gegen den grimmigen Feind zu wehren. Eine halbe Minute später lag der Hund todt am Boden, aber das Mädchen hatte sich gerettet, war seiner Gewalt entflohen. Er stampfte wild die Erde.

Dieser Vorfall erregte einen förmlichen Sturm in dem kleinen Städtchen. Hei, wie waren da die Zungen der Klatschgevattern und Basen thätig! Die öffentliche Meinung zeigte die Zähne, so daß die alte Bourguignon, obgleich mit schwerem Herzen, ihrem vermeintlichen Sohn unter großen Vorwürfen den Rath gab, auf einige Monate Bar-sur-Seine zü verlassen. Schwerlich wäre Dominique dem nachgekommen, wenn er nicht durch einen Brief zur Nachgiebigkeit in dieser Beziehung gestimmt worden wäre, wenigstens hatte er Anfangs den

Ermahnungen gründlichen Widerstand entgegengesetzt, und mit Hohn die geifernden Kleinstädter betrachtet.

Das Schreiben, welches er aber erhielt, war von einer seiner vertrautesten Maitressen, einer früheren Fischhändlerin, die er seine Sultanin zu nennen pflegte. Dieselbe berichtete ihm, daß er von der Wittwe Champion aus Rouen verrathen sei, daß dieselbe sich jetzt in Paris aufhalte, und daß die Briefschreiberin ihn rächen wolle, wenn er seine Zustimmung geben würde.

„Nein, nein," sagte er; „ich komme selbst, um zu Gericht zu sitzen."

Am folgenden Tage befand er sich schon auf dem Wege nach Paris, wo er die Sultanin sogleich aufsuchte.

Als er in einfachem Bürgerkleide zu ihr in das Zimmer kam, schrie sie jubelnd auf und warf sich um seinen Hals, ihn mit ihren Liebkosungen fast erdrückend. Geduldig ließ er sich dies einige Minuten gefallen, dann fragte er sie, was geschehen sei. — Der Bericht war nicht verlockend; das Reich, welches Dominique gegründet hatte, schwankte seinem völligen Untergange entgegen. Strick und Henkerschwert, Galeere und Zuchthaus hatten unter den Gaunern eine schreckliche Ernte gehalten.

Schweigend, finsteren Blickes hörte Cartouche ihrem Berichte zu; als sie geendet, sagte er dumpf: „Und das

Alles einer Weiberzunge wegen. Sidi, Sidi, was hast Du gethan?" Dann wandte er sich zur Sultanin und fragte sie, wie sie den Verrath hätte rächen wollen.

„Ich hätte sie erwürgt," antwortete die frühere Fischhändlerin, „habe schon die seidene Schnur dazu zurecht gelegt." Sie nahm aus einem Kasten wie zur Bestätigung dieselbe heraus.

„Pah, liebes Kind, dann hätte sie ja im Augenblick zu leiden aufgehört. Nein, sie hat Schwereres verdient, und es soll ihr werden." Er ließ sich hierauf Sidi's Wohnung sagen und fragte sodann, ob das Pistolet in der Courtille entdeckt sei. Als dies verneint wurde, erkundigte er sich, wie sie dem Gefängniß entgangen wäre.

Die Sultanin lachte laut auf. „Sicher," erklärte sie, „hätte Herr d'Argenson mich einziehen lassen; aber da hat er weder eine Ahnung, daß ich Dir nahe stehe, noch würde er es wagen mich anzutasten; denn Herr Dubois, der wackere allmächtige Minister, unterhält gerade ein Liebesverhältniß mit meiner Schwester, ja, hat sich sterblich in sie verliebt. Nun würde aber Jeanneton alle Minen springen lassen — —"

„Du verkennst den Generalpolizeilieutenant — er nimmt keine Rücksicht," unterbrach Dominique ihre Rede: „jedenfalls würde Jeanneton's Protection zu spät kommen, um Dich vor seiner Frage zu bewahren."

„Und dennoch nicht; denn einer der Polizeisecretaire schwärmt für mich und würde es mir sogleich mittheilen, drohte mir Gefahr. Durch ihn habe ich auch erfahren, wer Dich verrathen hat."

„Du hast also während meiner Abwesenheit Deine Huld von mir auf einen Anderen übertragen?"

„Bist Du eifersüchtig geworden? Ich konnte doch in der langen Zeit, daß Du abwesend warest, nicht mich kasteien und dem Schmerz hingeben. Dazu bin ich von der Natur nicht gemacht. Bist Du da, gehöre ich Dir ganz und Dir allein, ohne Ansprüche zu machen, wie die Wittwe Champion es that — wenn Du aber nicht da bist — —"

„Schon gut, meine Sultanin," sagte Dominique lächelnd und schloß sie in die Arme. — —

Mit erstaunlicher Schnelligkeit verbreitete sich unter den übrig gebliebenen, noch zahlreichen Genossen des Räuberchefs die Nachricht, er sei zurückgekehrt. Freude und Lust ergriffen die Verbrecher; die Hoffnung, daß die alten ersehnten Zeiten wiederkehren würden, riß sie fast zu dem Taumel der Trunkenheit hin. Seit seinem Scheiden hatte die Seele der Verbindung gefehlt, Jeder hatte auf eigene Hand geraubt und gestohlen, ohne Plan, ohne Ziel, so daß sich der Verbrecher bei aller Gefahr auch Dürftigkeit und Mangel bemächtigen konnten.

Jetzt, glaubten sie, kehrten die goldnen Zeiten wieder, wo unter dem Schutze Cartouche's die Dieberei, der Mord, die Fälschung Hand in Hand mit verminderter Gefahr daherschritten und in dem allgemeinen Verfalle der Gesellschaft, wo Tugend und wahre Ehre mit Füßen getreten wurden, sich zu Riesen aufbliesen und breit machten; gingen doch die Regierenden ihnen voran in Willkür und Ungesetzlichkeit, in Vergehen gegen Recht und Sitte.

Schon in der zweiten Nacht versammelte Dominique die Seinen, um unter ihnen Musterung zu halten. Es waren noch immer achthundert Schurken, die sich in dem Boulogner Gehölz zusammenfanden, um ihrem Hauptmann zuzujubeln. Aber sie fanden ihn anders, als sie erwarteten. Finster trat er unter sie, wie ein zürnender Zeus. Kein freundlich Wort; strenge Drohungen entschlüpften seinem Munde, düstere Ahnungen schienen ihn zu bewegen. Er erinnerte sie ihres Eides und schwur, ihn aufrecht zu erhalten und sollte er die Erde meilenweit mit ihrem Blute roth färben.

Noch einmal mußten sie geloben, treu bei ihm auszuhalten, ihr Leben für das seine in die Schanze zu schlagen, zu sterben, wenn er riefe. Man hätte diesen Schwur, die ganze Handlung feierlich nennen können, wenn nur der Engel der Erhebung nicht gänzlich abwesend gewesen wäre, wenn nur die Todsünden nicht

unter dem düsteren Todesschleier überall hervorgeguckt hätten.

Auch eine Seite entdeckten die Verbrecher an ihrem Oberhaupte, die ihnen neu und unerwartet war, seine Schroffheit ging in das Weinerliche über, als er des treuen Lami gedachte, der wie ein alter Römer in den Tod gegangen war, als er ihm die Lobrede hielt.

Hatte die Versammlung ihn mit Jubel begrüßt; schweigend und gedrückt ging sie auseinander. Cartouche und du Chatelet blieben zurück.

„Da ziehen sie hin," sagte Dominique zu Alexander: „Hundert von ihnen nicht so viel werth, wie Joseph."

„Du hast Recht," erwiderte der frühere Offizier; „aber Du hättest ihnen nicht Deine volle Meinung in das Antlitz schleudern sollen; Du hast ihren Muth heruntergedrückt, hast sie zittern lassen, wo der Jubel besser an seiner Stelle gewesen wäre."

„Meinst Du?" entgegnete er: „Glaube mir, Alexander, ich kenne sie besser als Du. Sie sollen sogar noch mehr erschrecken vor mir, sollen sich unter mein Scepter beugen lernen, oder zu Grunde gehen — Du hast auf Deinen Reisen die Wittwe Champion in Rouen mehr als einmal gesehen. Sie wird das Mittel sein, die härtesten Seelen beben zu machen; denn dieses Weib, das ich einst meiner Liebe würdigte, war die Ursache an Lami's Tod, war unsere Verrätherin. Aber ich will

Qualen für sie ersinnen, daß Satanas mit seinem Gefolge ein Schulbube gegen mich sein soll: ich werde mich schrecklich rächen."

„Nicht diese finsteren Gedanken," bemerkte du Chatelet einlenkend: „Bedenke, daß, wenn sie wirklich den Verrath geübt hat, ihre Seele umnachtet war, daß sie ein Weib ist, welches Du einst liebtest."

Finster wie die Nacht um ihn war die Stirn des gefürchteten Räubers. „Die ich liebte?" erwiderte er: „Nun, dann muß ich sie dreifach hassen und hundertfältig vernichten." — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Cartouche hielt Wort. Schon in der folgenden Nacht wurde Sidi auf sein Geheiß aus ihrer Wohnung gerissen und in das Pistolet geschafft. Alexander hatte an dieser Gefangennehmung keinen Theil, er hatte sich geweigert sie auszuführen, ja, er wollte sie verhindern. Als er aber in die Wohnung der Wittwe Champion (unter diesem Namen kannte er Sidi) kam, war es zu spät. Er fand nur den kleinen Dominique vor, der sich versteckt hatte und so von den Banditen übersehen war. Das Kind war von einem Geräusch erwacht, es hatte viele Männer in dem Gemache gesehen, die sich seiner Mutter bemächtigt hatten. Eine entsetzliche Furcht ergriff den Knaben, er huschte aus seinem Bettchen, um sich in einen Winkel zu verstecken, wo ihn Alexander fand.

Der frühere Offizier suchte den kleinen Dominique zu beruhigen, nahm ihn auf den Schooß und liebkoste ihn. Dabei verschob sich das Hemd des Knaben und ein schwarzes eisernes Kreuzchen ward sichtbar.

Kaum fiel dies Zeichen Alexander in die Augen, so erblaßte er; ein gleiches trug er auf der Brust. Er wandte das Kreuz des Knaben und sein Familienwappen schaute ihn an.

„Woher hast Du das, mein Kind?“ fragte er in seltsamer Aufregung.

„Von meiner Mama,“ antwortete der Kleine: „sie hat es mir auf die Seele gebunden. Seit ihrer frühesten Jugend trug sie es und wünschte, daß ich es nie ablegen sollte, da es mir Glück bringen würde.“

Alexander ließ das Kind von seinem Schooße gleiten und sprang in die Höhe.

„Wäre es möglich,“ rief er wild: „wäre sie meine Schwester Antoinette, die uns in früher Jugend abhanden gekommen? Und jetzt vielleicht unter den Dolchen ihrer unerbittlichen Feinde!“ Er schlug sich vor die Stirn, als wollte er sie zerschmettern. „Aber vielleicht ist es noch Zeit, vielleicht kann ich das Schreckliche noch verhindern.“

Er wollte hinaus, da fiel sein Blick auf den Knaben.

„Liebes Kind,“ sagte er zu ihm, „ich will Deine Mutter zurückholen; lege Dich unterdeß in Dein Bett-

chen und schlafe ruhig — wir kommen bald wieder zu Dir."

Er verließ Sidi's Wohnung und flog dem Pistolet zu. Auf sein Zeichen öffnete sich die Thür desselben.

„Ist Er hier?" fragte er Joli, den er im Corridor traf.

„Die Versammlung im rothen Zimmer ist zu Ende. Darauf sind alle fortgegangen," lautete die Antwort.

„Todt?"

Der kleine magere Wirth nickte beistimmend. Du Chatelet wankte.

„Wie?"

„Er hat ihr die Zunge herausgeschnitten, die Augen ausgestochen — Aber was ist Ihnen?"

„Genug, genug!" Alexander sank fast zu Boden.

Joli eilte und brachte ihm ein Glas Rum, das er auf einen Zug leerte. Sodann stürzte er aus dem Gasthause fort.

„Seltsam," sagte Joli und sah ihm kopfschüttelnd nach: „er muß schwächere Nerven haben, als ich ihm zugetraut. Da ist doch Cartouche ein anderer Mann. Sie war seine Geliebte und doch verfuhr er mit ihr, daß uns Allen die Haut schauderte. Oder hatte sein Vertrauter ein Verhältniß mit ihr? Besser ich bekümmere mich nicht darum und gehe schlafen."

Wie ein gehetztes Wild flog Alexander dem Grève-

platze zu; er wußte, daß er hier den Leichnam finden würde, der ihm Aufschluß geben mußte, ob die Gemordete seine Schwester gewesen, welcher bei ihrer Geburt ein Herz auf die eine Hüfte eingeätzt war. Bleich, mit wogender Brust, hervorspringenden Augen rannte er durch die Straßen.

Jetzt hatte er den Grèveplatz erreicht, jetzt hatte er sich überzeugt, daß seine Vermuthung kein Trug gewesen. Ein einziger Laut rang sich aus seiner Brust hervor, ein Ton, wie er in den Gefilden der Verdammten heimisch sein muß, ein Ton, wie ihn nur die höchste Verzweiflung besitzt. Aber er sank nicht zu Boden, der schrecklich Getroffene; hoch auf richtete sich seine Gestalt, sein Auge flammte, seine Hand hob sich zu den Sternen. Dann drang ein Wort aus seinem Munde, das Wort: „Rache!" — — —

Als sich in der nächsten Minute die Maréchaussée der Stelle nahte, woher der schreckliche Ton der Verzweiflung erschollen war, fand sie den früheren Offizier nicht mehr vor. — — —

Eine Stunde war ungefähr verflossen, seitdem Alexander die Wohnung der Wittwe Champion, seiner Schwester, verlassen hatte, der Knabe war wieder eingeschlafen, da kehrte du Chatelet zurück.

Welche Veränderung war mit dem Manne vorgegangen! Seine Züge waren eisern geworden, auf der

Stirn thronte der Entschluß. Er zitterte nicht; jeder Muskel war gespannt.

Ruhig weckte er das Kind.

„Bringst Du mir Mama zurück?“ fragte es.

Keine Thräne trat ihm in das Auge; aber er küßte den kleinen Dominique.

„Warum kommt Mama nicht?“ fragte dieser.

„Weil — Laß Dich ankleiden.“

„Ich bin noch so müde.“

„Du wirst nachher schlafen können. Komm! Der Morgen wird bald da sein.“

Mit dem Kinde auf dem Arm, verließ er die Wohnung seiner ermordeten Schwester. — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am folgenden Tage, als sich der Generalpolizeilieutenant kaum erhoben hatte, fuhr der Wagen des Herrn de Villeneuve vor, führte Ernst den früheren Gardeoffizier in d'Argenson's Gemach.

Das Gespräch, welches stattfand, dauerte zwei Stunden, ohne daß der vielbeschäftigte Leiter der französischen Polizei ungeduldig geworden wäre. Im Gegentheil, als die beiden Männer ihn verlassen hatten, strahlte sein Auge, als wäre ihm das größte Glück zu Theil geworden. Noch nie hatten seine Untergebenen ihn so liebenswürdig gefunden; er schien seine Würde vergessen zu haben und erging sich in Scherzen. So

leutselig konnte ihn nur die froheste Botschaft gestimmt haben. Vergebens aber versuchten seine vertrautesten Untergebenen den Grund zu ermitteln. Er lächelte zu ihren Bemühungen und sagte:

„Wartet ab, wartet ab! es wird schon zu Tage kommen. In vier und zwanzig Stunden sollt Ihr Alles wissen.“

XVI.

Vergeltung.

Die Nacht vom fünften zum sechsten October 1721 war rauh und stürmisch. Der scharfe Strichregen machte sie für Fußgänger so unleidlich, daß die Straßen von Paris völlig todt dalagen und ein rasch dahinwandelnder Nachtschwärmer zu den Raritäten hätte gerechnet werden können. Wer nicht in's Freie hinaus mußte, blieb sicher zu Hause — selbst die Schaarwache durchstrich spärlicher die Plätze und Gassen der französischen Metropole.

Zwölf tönte es von den Thürmen der benachbarten Kirchen, zwölf verkündete hallend die Uhr des Stadthauses, als zwei in Mäntel tief gehüllte Männer über den Pont de change dem Châtelet zu eilten. Es waren hohe kräftige Gestalten — dies erlaubte das schwankende Licht der Straßenlaternen allein zu erkennen.

„Das ist eine traurige Nacht," sagte der Eine, als sie die Brücke erreicht hatten.

„Im Gegentheil lobe ich sie mir, wie sie ist: zu meinem Vorhaben wie geschaffen," antwortete der Andere: „Ich gebe zu, daß sie zu Spaziergängen wenig taugt, aber dieses Wetter verleiht demjenigen, welcher sich unter Dach und Fach befindet, eine Behaglichkeit, eine Sorglosigkeit, die niemals für den Soldaten und für den Geächteten taugt. Cartouche ist jetzt argwöhnischer und aufmerksamer als je; in dieser Nacht würde er aber an eine Expedition der Polizei gegen ihn nicht glauben, Herr de Villeneuve, würde er auf den Bericht davon, sich lächelnd in das Bett legen und ausrufen: „Milesische Märchen!"

„Desto besser," antwortete Ernst: „Da sind wir am Ziel, da sind die Unsrigen."

Im nächsten Augenblick waren die Beiden von zwanzig Polizeisoldaten umgeben.

„Hector!" rief leise der frühere Mitschüler des gefürchteten Räubers.

„Das bin ich, mein Herr," antwortete vortretend der Führer der Schaar, ein kleiner untersetzter Mann, aus dessen Zügen Verschmitztheit sprach, wie aus seinen Bewegungen eine Gewandtheit hervorleuchtete, die man seinen Jahren kaum hätte zutrauen können. In der

Maréchaussée bekleidete er die Stelle eines Sergeanten: „Was befehlen Sie mir, Herr de Villeneuve?"

„Den unbedingtesten Gehorsam gegen diesen Herrn, der heute Euer Führer ist. Gelingt das Unternehmen, so bekommt Jeder von Euch fünf Louisd'or."

„Und worin besteht das Unternehmen?"

„Das wird Euch, mein lieber Hector, von Herrn du Chatelet auf Eurem Wege eröffnet werden."

„Schön," versetzte der Andere: „Und wohin geht der Weg, wenn ich fragen darf?"

„Sie, Herr Sergeant, bleiben mir zur Seite, die Anderen folgen uns so verstohlen, als es immer möglich," nahm Alexander das Wort: „Es sind doch sämmtlich Männer, auf die man bauen kann."

„Beherzt, verschwiegen, gewandt, in den Waffen erfahren: kurz, die Elite der Maréchaussée," erwiderte Hector: „Da ist Keiner, der es nicht wagte, sich mit dem Satan herumzuschlagen, wenn es sein müßte."

„Das ist auch nöthig; denn wir haben es mit einem eingefleischten Teufel zu thun."

Alexander schlug den Weg nach der Courtille ein, Ernst schaute den sich entfernenden Männern nach.

„Wenn es ihnen gelingt," sagte er, „so kann Frankreich diese Nacht segnen, die es von dem gefährlichsten Manne der Erde befreit; fast möchte ich aber bezweifeln, daß sie ihn fangen. Wie oft schon glaubten wir

ihn in unsrer Macht, und dennoch wußte er uns zu entkommen, verschwand er förmlich unter unseren Händen. Zuversichtlich geht dieser du Chatelet den Weg des Verrathes, ihm zur Seite, antreibend, der Schemen der ermordeten Schwester; aber ich habe die Zuversicht sich oft täuschen sehen." Er hüllte sich tief in den Mantel und schlug die Richtung ein, welche die Anderen genommen hatten.

Auf dem Wege nach dem Pistolet benachrichtigte der frühere Offizier den ihm zur Seite schreitenden Sergeanten, was der Zweck ihrer heutigen Expedition sei. Hector war ein entschlossener Mann, der dem Tode oft in das Auge geschaut hatte; als er aber erfuhr, es gelte Cartouche's Gefangennahme, zuckte er doch zusammen, als würde ihm der Tod verkündet.

„Ihr erschreckt," sagte Alexander scharf, „und habt behauptet, Manns genug zu sein, Euch mit dem Satan selbst herumzuschlagen."

„Das bin ich auch," erwiderte der Sergeant, „und werde es Ihnen beweisen; denn daß dieser Cartouche leichter als der Höllenfürst zu besiegen ist, wird kein Mensch behaupten, der ihm Auge in Auge gegenüberstand."

„Er ist auch nur ein Mensch wie wir, und nur der Aberglaube macht ihn unüberwindlich." —

Das Pistolet lag jetzt vor ihnen, düster und still.

Alexander du Chatelet gab seine Verhaltungsbefehle, von denen der erste lautete: Vorsicht. Sodann nahte er sich mit dem Sergeanten der Hausthür und pochte in abgemessenen Schlägen. Einige Minuten blieb Alles still, dann öffnete sich ein kleines Klappfenster in der Hausthür — die Tochter des Ehepaars Joli lugte hinaus.

„Wer ist da?“ fragte sie.

„Ich bin es, meine Liebe,“ entgegnete Alexander, „und muß ihn sprechen. Oeffene sogleich.“

„Ah, Sie sind es, mein schöner Herr. Ihnen soll sogleich gewillfahrtet werden.“

„Hat er Gesellschaft?“

„Vier englische Fräulein.“

„Das ist eine starke Sicherheitswache, vier bis an die Zähne bewaffnete Männer,“ sagte Alexander: „ich glaube, wir fangen an, die Polizei zu fürchten.“

„Wer kommt da mit Euch?“ fragte das Mädchen weiter.

Du Chatelet legte den Finger auf den Mund und ersuchte sie sodann, rasch zu offnen. „Ich denke,“ fügte er hinzu, „daß wer mit mir kommt, genugsam eingeführt ist.“

„Nehmt das Zögern nicht übel auf; aber ich habe gemessene Befehle.“

„Und wie lauten dieselben, mein holdes Schätzchen?“

„Nur bewährten Freunden zu öffnen.“

„Und Du meinst, daß ich nicht bewährt sei?“

„Aber der Andere?“

„Ich bürge für ihn.“

„Nun, ich will es wagen,“ meinte das Mädchen und öffnete die Thür.

Kaum war dies geschehen, so sprang du Chatelet wie ein Panther auf sie zu, ergriff sie bei der Kehle und schleuderte sie hinaus, wo sie sich, ehe sie einen Laut von sich geben konnte, in der Gewalt zweier Polizeisoldaten befand, die ihr eine wollene Decke über den Kopf warfen und so jeden Hülferuf erstickten. So sehr sich Madeleine Joli wehrte, in der nächsten Minute war sie völlig übermannt und gefesselt.

„Das wäre geglückt,“ sagte Alexander zu dem Sergeanten: „der Eingang wäre erkämpft.“

Der frühere Offizier traf nun folgende Vorkehrungen. Vier Mann seiner Leute stellte er auf die Straße, daß Niemand aus den Fenstern entwische, zwei an die Hausthür; mit den Uebrigen drang er vor, Alle ermahnend, vorsichtig und entschlossen zu sein. Auf der Mitte der Treppe stießen sie auf den halb blödsinnigen Hausknecht, der mit seiner Stalllaterne herunterkam. Du Chatelet trat auf ihn zu.

„Jean, was hast Du noch so spät außer dem Bett zu thun?“ fragte er ihn mit fester Stimme.

„Nu, nu," lautete die Antwort, „es war mir, als müßte heute Nacht es hier brennen, und da zündete ich die Laterne an und revidirte die Gänge, habe aber nichts bemerkt."

„So leg Dich auf's Ohr. Weißt Du nicht, wo der Freund mit seinen vier englischen Damen schläft?"

„Die vierte Thür, dicht neben dem rothen Zimmer."

„Es brennt in dem Gemache Licht?"

„Nicht doch, im ganzen Hause ist alles dunkel."

„So erlaube, daß ich mir an Deinem Laternenlichte diese Wachskerze anzünde."

„Geht aber sorgsam mit dem Lichte um, daß kein Feuer entsteht."

„Sei ohne Sorgen." Du Chatelet entflammte das Windlicht und gab es einem Soldaten der Maréchaussée, sodann ersuchte er den Hausknecht, ihn zu dem Zimmer des „Freundes" zu bringen.

„Als ob Sie es nicht kennten," wandte Jean ein, kam aber dem Wunsche nach.

„Die Thür ist verschlossen?" fragte Alexander, als sie davor angekommen waren.

„Wie immer," lautete die Antwort des Hausknechtes, dem es durchaus nicht auffiel, von einer ganzen Schaar umringt zu sein: „Soll ich pochen?"

„Nicht doch, nur still, daß er nicht erwacht."

„Allerdings, man muß Jedem seine Ruhe gönnen,“ bemerkte Jean mit kindischem Grinsen.

„Dann geh und leg Dich auch auf's Ohr.“

Als sich der Hausknecht entfernt hatte, ließ du Chatelet seine Mannschaft so aufstellen, daß sie mit einem Male in das Schlafzimmer hereinbrechen konnte. Er und der Sergeant nahmen Jeder darauf eine Axt. „Aufgemerkt! Eins! zwei! drei!“ Im nächsten Augenblick sank die Thür in Trümmer und die Beamten der Polizei stürzten über dieselben hinfort in Cartouche's Schlafgemach.

So sorgsam der Ueberfall vorbereitet war, fand doch ein verzweifelter Kampf statt, der aber nur wenige Minuten dauerte; dann waren die Banditen überwunden. Ihr Führer hatte sich gar nicht bei dem Kampfe betheiligen können. Als er zum Bette hinaussprang, glitt er aus und fiel so zuerst in die Hände der Maréchaussée, deren Sieg nur einen Verwundeten kostete, den Sergeanten.

Als Alexander zu ihm trat und sich nach seiner Verletzung erkundigte, sagte dieser: „Pah, es ist nur ein kleiner Messerstoß in die Schulter — das hat nichts zu sagen. Hoho, ich bin sogar stolz darauf, ein Andenken an die Nacht davonzutragen, wo Cartouche überwunden wurde. Er ist doch gewiß gefangen und Sie täuschen sich nicht, daß es der Rechte ist.“

„Hegt keine Besorgniß; so gewiß Ihr Hector heißt, ist dieser — Dominique Cartouche.“

„Und bist Du ein verrätherischer Schurke!“ rief der Räuberchef knirschend: „Das also der Dank, daß ich Dich vom Tode errettet habe, daß ich Deiner gehegt, als seiest Du mein leiblicher Bruder!“

„Das der Dank dafür, was Du meiner Schwester gethan, Wütherich!“ entgegnete du Chatelet.

„Deiner Schwester? Ich weiß nichts von Deiner Sippschaft.“

„Ja, meiner armen Schwester — Sidi!“

Er winkte den Dienern der Polizei und ließ Cartouche abführen. An der Hausthür fand man Villeneuve, der, wie wir schon gesagt haben, den Anderen gefolgt war. Als Cartouche bei ihm vorbeigeführt wurde, trafen sich die Blicke der früheren Schulgenossen.

„Das ist das Ende der Verbrechen,“ sagte Ernst.

„Meinst Du?“ erwiderte Cartouche: „ich gebe die Hoffnung nicht auf.“

„Wohin sollen die Gefangenen gebracht werden?“ fragte der Sergeant.

„In das große Châtelet,“ gab Villeneuve die Weisung, dann trat er zu Alexander: „Sie haben Wort gehalten, mein Herr, der größte Verbrecher ist in unsrer Gewalt, ich danke Ihnen.“ — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Am folgenden Morgen verbreitete sich wie ein Lauffeuer die Freudenbotschaft in Paris, daß der Schrecken der Bürgerschaft überwältigt sei, daß ihm der Prozeß gemacht werde. Jung und Alt jubelte und freute sich, daß dem Räuber Louis Dominique Cartouche endlich der Stab gebrochen werde. Dieser gab aber nicht die Hoffnung auf, wie er schon Villeneuve gesagt hatte. Trotz der größten Aufmerksamkeit wäre es ihm sogar fast gelungen, aus dem großen Châtelet zu entfliehen. Es klingt fast unglaublich, daß es ihm glückte, ohne andere Werkzeuge als einen großen Nagel seine Ketten zu sprengen und eine drei Fuß starke Mauer zu durchwühlen. Schon war er in einem Abzugskanal, welcher der Seine zuführte, als ein Zufall ihn entdeckte und seine Flucht verhinderte.

Man brachte ihn hierauf in die Conciergerie.

Der Prozeß zog sich für jene Zeit ungemein in die Länge, da der Gefangene behauptete, Charles Bourguignon aus Bar-sur-Seine zu sein. In der That trat die Verwandtschaft desselben für seine Aussagen in die Schranken, wogegen die eigene Mutter und die Geschwister das Gegentheil bezeugten. Endlich ward das Urtheil gefällt. Ehe dasselbe aber vollzogen wurde, strömte Paris herbei, den berüchtigten Gauner zu sehen. Freundlich und mit dem Anstande des Weltmannes

empfing er die neugierige Menge, unter der die höchste Aristokratie sehr zahlreich vertreten war.

Auf diese Weise muß ihm Gift zugesteckt sein, welches er auch einnahm, das aber ihm nur eine starke Kolik zuzog — vielleicht auch, daß die Dosis, welche er verschluckte, zu groß gewesen ist.

Nach Beseitigung des Unwohlseins schritt das Gericht zu der peinlichen Frage, um ihm Geständnisse in Betreff seiner Gefährten und verborgener Schätze zu erpressen; aber die eherne Natur des Verbrechers überstand die Folter, ohne den geringsten Verrath zu begehen. So ward denn in der Sitzung am 26. November beschlossen, daß er am nächstfolgenden Tage gerädert werden sollte.

Lächelnd hörte er diesen Ausspruch an, die Hoffnung hatte ihn noch nicht verlassen, da Jeder seiner Genossen einen furchtbaren Eid geleistet hatte, sein Leben für das des Chefs zu geben. Die Hoffnung verließ ihn erst, als er das Schaffot betreten, als er vergebens seine Blicke umherwarf, die hervorbrechenden Retter zu erspähen. Da erblaßte er und stampfte wild mit dem Fuße.

„Führt mich zurück," rief er: „die meineidigen Schurken haben ihren Eid vergessen, haben mich verrathen; so mögen sie denn dafür auch bluten — ich

sage mich von den Feiglingen los, die es nicht wagen, für mich das Schwert zu erheben."

Man brachte ihn in das Stadthaus und hier legte er ein umfangreiches, zehn Stunden dauerndes Bekenntniß ab, so daß er erst am 28. November hingerichtet wurde. Er starb mit einer spartanischen Ruhe, aber unversöhnt mit Gott und der Gesellschaft.

„Wahrlich," sagte Villeneuve, als er ihn unerschütterlich sterben sah, „es ist Schade, daß dieser Mensch, der gar viele Anlagen zum Helden hatte, sterben mußte, und doch ist es ein Glück, daß seine Verbrecherlaufbahn ein Ende erreicht hat."

Herr d'Argenson, an den diese Worte gerichtet waren, nickte beistimmend: „Ja, er hat uns kein leichtes Spiel gemacht. Nun, es ist aus, seine Rolle ging zu Ende. Apropos, lieber Villeneuve, Sie diniren doch heute mit uns — ich habe es meiner Tochter Clara versprechen müssen?"

Druck von J. Draeger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.